

Klein-Bibliothek Nr. 26

1815 bis 1819
Von Kalisch nach Karlsbad

Von Franz Neuhme

A 84-217

VIII. 113

JHt ~~Ek-n~~ Meh

Heimvolkshochschule
Bergneustadt

inventarisiert am

lfd. Nr. 6376 Gr.

1813 bis 1819
Von Kalisch nach Karlsbad
Von Franz Mehring

Stuttgart
Verlag von J. S. W. Diez Nachf. G. m. b. H.
1913

Alle Rechte vorbehalten.



Druck von F. G. W. Dieck Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.

A 84-2897

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
1. Der Aufruf von Kalisch	5
2. Landwehr und Landsturm	17
3. Der Frühjahrsfeldzug	25
4. Der Waffenstillstand	34
5. Der Herbstfeldzug	41
6. Der Winterfeldzug	55
7. Der Friede von Paris	68
8. Der Wiener Kongreß	72
9. Die hundert Tage	79
10. Der Deutsche Bund	88
11. Die Karlsbader Beschlüsse	96
12. Ergebnisse	108

1. Der Aufruf von Kalisch.

Die ersten Wochen des Jahres 1813 zeigten die preußische Regierung nach wie vor in einem Zustand vollkommener Hilf- und Ratlosigkeit.

Selbst der einzige kümmerliche Gedanke, auf den sie verfiel, der Plan einer bewaffneten Vermittlung, die gemeinsam mit Oesterreich zwischen Frankreich und Rußland versucht werden sollte, wurde nur mit großer Mühseligkeit betrieben. Erst am 4. Januar ging der Oberst v. Ansebeck, seit dem Rücktritt Scharnhorsts der erste militärische Berater des Königs, nach Wien ab. Und ebenso träge wie die Vermittlung schleppte sich die Bewaffnung hin, die ihre Voraussetzung bilden sollte. Von der Mitte Dezember 1812 bis zur Mitte Januar 1813 ist nur eine militärische Maßregel angeordnet worden; im Hinblick auf den drohenden Einmarsch der Russen erhielt der General v. Bülow, der in Abwesenheit Yorks das ostpreußische Generalgouvernement versah, den Befehl, aus den Landesteilen jenseits der Weichsel alles an Mannschaften und Material zurückzuschaffen, was den preußischen Streitkräften verloren gehen und die russischen Streitkräfte stärken könne. Aus den eingezogenen Kantontisten und Krümpfern sollte Bülow am linken Weichselufer eine Reserve bilden.

Da traf in den ersten Januartagen die Kunde ein, daß York die Konvention von Taurroggen abgeschlossen habe — eine Schreckenskunde für den König wie für den Staatskanzler Hardenberg, der sie just empfing, als er mit dem französischen Gesandten St. Marjan und dem französischen Marschall Angereau beim gemüthlichen Essen saß. Und etwa gleichzeitig lief ein Brief Bogens ein, worin dieser meldete, der Zar sei zu einem Bündnis bereit mit dem Versprechen, daß Preußen in die Machtstellung wieder eingesetzt werden solle, die es vor der Schlacht bei Sena inne gehabt habe, aber auch mit der Drohung, Ostpreußen dem russischen Reich einzuberleihen, falls der König das Bündnis verweigere.

Aber auch diese starken Stöße erschütterten noch nicht das System der „allerlei Kniffe und Pfiffe“, mit denen

sich die preußische Diplomatie, wie einst vor Viena, so auch nun wieder durchzuhelfen suchte. Hardenberg drückte dem französischen Gesandten die tiefste Empörung über die Konvention von Taurroggen aus; der König werde seinen Flügeladjutanten v. Natzmer nach Königsberg senden, um dort seines Kommandos zu entsezen, ihn zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu stellen. In der That reiste Natzmer sofort ab, aber nicht nach Königsberg, sondern nur auf dem Wege dahin, mit dem geheimen Auftrag, sobald er in den Bereich der russischen Vorposten käme, sich zum Zaren zu begeben und mit ihm über ein Bündnis zu verhandeln. Deshalb wurde aber die Sendung Knezebecks nach Wien, die auf einer ganz anderen Voraussetzung beruhte, nicht rückgängig gemacht. Und noch mehr! Nach Paris ging der Fürst Saksfeldt als außerordentlicher Gesandter, um dem Kaiser die ganze Entrüstung des Königs über die „Demarchen“ des Generals York zu bekunden und sein treues Festhalten an dem französischen Bündnis auszusprechen. Auch neue Hilfstruppen wollte der König stellen, doch mangle es an Geld, und so bäte er um einige Verächtigung der im vorigen Jahre geleisteten Vorschüsse. Hardenberg ging so weit, dem Grafen St. Marlan die Verhaltungsbefehle des Fürsten Saksfeldt im Original vorlegen zu lassen und zugleich eine Heirat zwischen dem preußischen Kronprinzen und einer bonapartistischen Prinzessin vorzuschlagen.

Man hat diese Politik Hardenbergs mit dem Zwange der Umstände entschuldigen oder gar als ein listenreiches Gewebe schildern wollen, in das sich der Feind dann auch verstrickt habe. Indessen das würde wenig zu dem ewigen Gerede des Königs stimmen: erst müsse Napoleon sich ins Unrecht setzen, ehe das französische Bündnis aufgegeben werden könne, und dann war Hardenberg doch auch zu schlau, als daß er sich eingebildet hätte, Napoleon werde sich in so plumper Weise fangen lassen. Vielmehr wenn Hardenberg sich an demütigendem Entgegenkommen gegen Napoleon nicht genug tun konnte, so aus dem Grunde, weil er am liebsten bei dem französischen Bündnis geblieben wäre, falls Napoleon ihm ein tüchtiges Stück Geld und ein tüchtiges Stück Land bewilligt hätte. Er weigerte sich hartnäckig, die Übersiedlung

des Königs aus Berlin und Potsdam, wo dieser ganz in der Gewalt französischer Regimenter war, in den für neutral erklärten und von französischen Truppen ziemlich freien Teil der Provinz Schlesien zu veranlassen. Eine Heeresvermehrung, die am 12. Januar angeordnet wurde, hatte keinen franzosenfeindlichen Charakter, konnte viel eher so erscheinen, als ob damit dem Wunsch Napoleons nach einer Verstärkung der preußischen Hilfstruppen entsprochen werden sollte.

Jedoch die Entscheidung begann der Hand des Königs und des Staatskanzlers zu entgleiten. Die französischen Erpressungen und Blinderungen hatten die Bevölkerung mit einem unerfülllichen Hass gegen Frankreich erfüllt; sie kannte kein höheres Verlangen als die Abschüttlung des französischen Joches, sei es selbst mit russischer Hilfe. Nicht nur in den bürgerlichen und bürgerlichen Kreisen, die damals noch so gut wie kein öffentliches Sprachrohr hatten, war diese Stimmung lebendig, sondern auch im Heer und im Junkertum, deren Forderungen sich die Monarchie auf die Dauer nicht entziehen konnte. So feierlich der König die Absetzung Yorks in den Berliner Zeitungen hatte verkünden lassen, so feierlich erklärte der General in der Königsberger Zeitung, im preußischen Staate sei eine Zeitung kein offizielles Staatsblatt, und noch habe kein General seine Verhaltungsbefehle durch die Zeitungen erhalten. Yorks Vorbild begann Schule zu machen; der General v. Bülow, der sein Hauptquartier in Neustettin genommen hatte, hielt sich im völligen Einverständnis mit York; schwieriger gab sich der General v. Borstell, der in Kolberg kommandierte, indem er noch zögerte, auf eigene Faust zu handeln. Aber auch er beschwor den König, mit Frankreich zu brechen; erhebe sich die Bevölkerung, so sei er seiner Soldaten nicht mehr sicher.

Alle diese junkerlichen Generale gehörten zur alten Schule. Namentlich Borstell und York hatten den Heeresreformen einen bissigen Widerstand entgegengesetzt. Allein sie handelten im Sinne ihrer Klasse, wenn sie jetzt den Krieg gegen Frankreich verlangten. Schon um die Jahreswende war der Urjunker Marwitz bei seinem Todfeind Hardenberg erschienen, um ihm zu erklären, daß alles vergeben sein solle, wenn der Krieg gegen Frankreich erklärt würde; derselbe Marwitz, von

dem das geflügelte Wort herrührte, Stein habe dem preußischen Staate mehr geschadet als Napoleon. Sicherlich war der Franzosenhaß der Junker sehr zweideutigen Ursprungs: auch sie drückte das Fremdenjoch, und sie hofften nach der Vertreibung der Franzosen auf die Wiederherstellung der Vorrechte, die sie durch die französische Eroberung verloren hatten. Jedoch sie traten damit an die Spitze einer volkstümlichen Bewegung, und sie bewiesen, daß ihr Wille sich auch gegen den Willen des Königs durchsetzen könne.

Ebenso unzweideutig, wie in der Konvention von Lauraggen, trat diese Tatsache auf dem preußischen Landtag hervor, der in den ersten Tagen des Februar in Königsberg tagte. Nach dem Abfall Yorks waren die Trümmer des französischen Heeres bis an die Weichsel zurückgewichen; Ostpreußen und ein Teil von Westpreußen waren frei. Allein fern vom Sitze der Regierung waren die bürgerlichen Behörden ratlos, und die weitreichenden Machtvollkommenheiten, die York als Generalgouverneur besaß, waren nicht zweifelstfrei, seitdem der König ihn abgesetzt hatte. Da ließ sich Stein vom Zaren eine Vollmacht geben, die ihm die Verwaltung der Provinz bis zu einem endgültigen Abkommen mit dem preußischen König übertrug.

Die Urkunde ist am 18. Januar in Ratschki, dem letzten Orte vor der preußischen Grenze, ausgefertigt. Stein wird darin beauftragt, die Kriegs- und Geldmittel zur Unterstützung der russischen Unternehmungen gegen die französische Heere in Tätigkeit zu setzen, darüber zu wachen, daß die Einkünfte des besetzten Landes mit Treue verwaltet und dem bewußten Zwecke gemäß verwandt, das Eigentum der Franzosen und ihrer Verbündeten mit Beschlagnahme belegt, die Bewaffnung der Landwehr und des Landsturms nach den Plänen von 1808 in möglichst kurzer Zeit eingerichtet werde und die nötige Lieferung von Lebens- und Transportmitteln für das russische Heer mit Ordnung und Schnelligkeit erfolge. Zur Vollziehung dieses Auftrags sollte Stein alle Mittel ergreifen, die ihm als die geeignetsten erschienen, die unfähigen und böswilligen Beamten entfernen, die Verdächtigen aber überwachen und selbst verhaften lassen usw. Diese Urkunde, die Stein zweifellos selbst entworfen hat, war

ein sehr seltsames Ding. Der Zar behandelte Ostpreußen als eroberte Provinz und bestellte ihr einen Diktator mit geradezu unbeschränkten Vollmachten. Es geschah nicht oder nicht allein aus bürokratischer Angstlichkeit, wenn die preußischen Behörden sich gegen diese Diktatur sträubten; es war vielmehr ihre Pflicht, sich dem Sendling eines Eroberers zu widersetzen, zumal eines Eroberers, der von seiner Falschheit und Treulosigkeit gerade auch gegenüber dem preußischen Staate reichliche Proben abgelegt hatte. Schon am 20. Januar, als Stein auf der Reise nach Königsberg in Gumbinnen eintraf, wo sein alter Gehilfe Schön nunmehr Regierungspräsident war, kam er mit diesem hart aneinander. Schön erklärte, daß er den Moskowitern nicht über den Weg traue, auch nicht, wenn sie Geschenke brächten; er weigerte sich, amtlich Kenntnis von Steins russischer Vollmacht zu nehmen. Schließlich einigten sich beide dahin, daß Stein mit Rücksicht auf die militärische Besetzung des Landes durch die Russen den ostpreußischen Landtag zusammenberufen solle, um über die Einrichtung einer Landwehr und eines Landsturms zu beraten.

Dieser Landtag bestand seit dem Jahre 1788. Seine Befugnisse beschränkten sich zunächst auf das landwirtschaftliche Kreditwesen, doch hatte sie Stein während seines zweiten Ministeriums erweitert, die jährliche Einberufung zugesagt, den Römern eine Anzahl von Sitzen eingeräumt, wenn auch nur halb soviel, wie der Adel besaß. Eine beschließende Stimme besaß der Landtag jedoch nicht, und die Einberufung außerordentlicher Sitzungen war ein Recht der Krone. Gleichwohl ließ sich der Landhofmeister v. Muerwald, dem die ständischen Angelegenheiten unterstanden, durch Stein bewegen, die Wahlauschreiben zu einem außerordentlichen Landtag zu erlassen, der am 5. Februar in Königsberg zusammenzutreten sollte. Einige Tage später verbesserte er sich freilich dahin, daß er nicht einen „Landtag“, sondern nur eine „Versammlung von Deputierten“ gemeint habe, eine jener halben Maßregeln, durch die sich schwache Charaktere decken möchten, aber tatsächlich nur ein böses Gewissen verraten. Stein ließ es sich gefallen, da er mit Recht darauf vertraute, daß sich die innere Logik der Dinge schon zu ihrem Rechte verhelfen würde.

hatte man sich über diesen Hauptpunkt notdürftig geeinigt, so brach doch alsbald heller Hader aus, als nun Stein ohne Rücksicht auf die preussischen Behörden diktatorisch vorging, sich der Massen bemächtigte, Lieferungen für das russische Heer ausschrieb, die Kontinentalsperre unter allgemeinem Jubel der Bevölkerung aufhob, als er verlangte, daß man alle dienstlichen Verbindungen mit Berlin abbrechen und daß York wie Bülow sofort gegen die Franzosen marschieren sollten. Zum völligen Bruch schien es zu kommen, als der Landtag zusammentrat und die Frage entstand, wer ihn eröffnen und die Verhandlungen leiten sollte. Auerwald — die „Schlafmütze“, wie Stein ihn schalt — meldete sich krank und ernannte einen Geheimen Justizrat Brandt zu seinem Stellvertreter. Stein aber wollte eine angesehenere und kraftvolle Persönlichkeit an der Spitze des Landtags sehen, dessen gesetzliche Einberufung durchaus anfechtbar war. Er ließ Schön nach Königsberg kommen, aber Schön lehnte ab. Auch York weigerte sich, den Vorsitz zu übernehmen, so daß es zwischen ihm und Stein zu den heftigsten Szenen kam. Doch im letzten Augenblick gelang der Ausgleich, an dem Schön hervorragenden Anteil gehabt zu haben scheint. Es blieb bei dem Vorsitz Brandts; York aber verpflichtete sich, wenn ihn der Landtag dazu auffordere, in dessen Mitte zu erscheinen und ihm militärische Vorschläge zu machen, und Stein verzichtete auf seine russische Vollmacht. Er verließ Königsberg nach dem Zusammentritt des Landtags, um sich wieder zum Zaren zu begeben.

Der Landtag aber beschloß einstimmig, nach den Vorschlägen Yorks 20 000 Mann Landwehr und 10 000 Mann Reserven, dazu ein Kavallerieregiment aus „freiwillig sich sammelnden Söhnen des Vaterlandes“ aufzustellen, alles auf Kosten der Provinz. Von der allgemeinen Wehrpflicht wurde insoweit noch abgesehen, als Stellvertretung zugelassen wurde; auch sollte die Landwehr nicht außerhalb der Provinz verwandt werden dürfen. Aber trotz dieser Einschränkungen waren die Beschlüsse des Landtags ein großes Opfer für eine Bevölkerung von etwa einer Million, deren Wohlstand durch den Krieg von 1807, durch die Kontinentalsperre, durch die Märsche des Jahres 1812 aufs tiefste zer-

rüttelt und deren waffenfähige Mannschaft schon arg gelichtet war durch die 10 000 Mann, die sie im Laufe der letzten Monate an Krümpern und Rekruten für die Heerhaufen Bülows und Yorks geliefert hatte.

Inzwischen hatte man sich auch in Berlin zu dem Entschluß aufgerafft, die Residenz des Königs von Potsdam nach Breslau zu verlegen. Furcht vor einem französischen Sandstreich und die günstigen Nachrichten, die der Major Naumer vom Zaren überbrachte, gaben den Anstoß zu diesem Schritt, der zunächst noch kein „Bruch“ mit Frankreich war. Er war dem französischen Kaiser als möglich angekündigt und von ihm nicht verworfen worden; der französische Gesandte folgte dem König nach Breslau. Aber gleich nachdem der König am 25. Januar in der schlesischen Hauptstadt eingetroffen war, liefen am 27. Januar zwei Briefe des Zaren ein, die in entgegenkommender Weise rechtfertigten, was in Ostpreußen geschehen war, und dringend an den Abschluß eines Bündnisses mahnten. Und den Tag darauf berichtete der preussische Gesandte aus Paris, von Napoleon sei nichts zu erlangen als einige freundliche Worte; selbst die angebotene Verschwägerung mit dem erlauchten Hause der Hohenzollern hatte der Undankbare keines Wortes für wert gehalten. „Napoleon scheint auf unsere Unentschlossenheit zu rechnen; er behandelt Preußen im Glück wie im Unglück mit Mißtrauen und Verachtung,“ schrieb Scharnhorst, als ihm Hardenberg den Bericht des Pariser Gesandten mitgeteilt hatte.

Hardenberg war nunmehr für das russische Bündnis entschieden. An demselben Tage noch vermochte er den König, eine Rüstungskommission niederzusetzen, die Hardenberg selbst nach außen hin vertrat, während Scharnhorst ihre Seele war; auch wurde Ansebeek schleunigst aus Wien zurückberufen, um zum Zaren zu gehen. Aber der König wollte sich in seiner berüchtigten Unentschlossenheit noch immer nicht entschließen. Die bewaffnete Vermittlung, die er gemeinsam mit Österreich unternehmen wollte, mußte er zwar aufgeben, da er in Wien keine Gegenliebe gefunden hatte, allein er wollte nun auf eigene Faust vermitteln. Am 4. Februar ließ er seinen Hofpfeffer Ancillon eine Denkschrift entwerfen, in der allerdings ein Bündnis mit dem Zaren empfohlen

und dazu geraten wurde, zur größeren Sicherstellung Preußens den Vormarsch der russischen Truppen an die Oder möglichst zu beschleunigen. Dann jedoch sollte Preußen die Vermittlung zwischen Frankreich und Rußland übernehmen, und zwar so, daß sich die französischen Heere hinter die Elbe, die russischen hinter die Weichsel zurückzögen, worauf Preußen billige Friedensvorschläge machen wollte. Sie liefen nach Ancillons Ansicht darauf hinaus, daß der französische Kaiser die Herrschaft über das westliche Deutschland, ebenso wie über Holland, Italien und Spanien behalten sollte, während Preußen seine Oderfestungen, Magdeburg, vielleicht auch noch die Altmark, jedenfalls aber das Herzogtum Warschau zurückerhielte.

Diese armselige und zugleich größtenwahnsinnige Denkschrift wurde nun für einige Wochen die Grundlage der königlichen Politik. Nachdem wieder einige Tage verträdelte waren, ging Rnefebeck, ein Gesinnungsgenosse Ancillons, am 9. Februar ins russische Hauptquartier ab; am Tage darauf traf das Verbot Napoleons in Breslau ein, mit Rußland zu verhandeln, und sei es auch nur wegen der Neutralität Schlesiens. Am 15. antwortete Gardenberg, indem er die Sendung Rnefebecks damit begründete, daß sie die Neutralität Schlesiens auch nach der russischen Seite hin sichern solle; ferner erbat seine Note von der „Gerechtigkeit“ des Kaisers, in der Höhe von 47 Millionen Franken die Hälfte der von Preußen geleisteten Vorschüsse zu erstaten, und endlich machte sie den Vorschlag des Waffenstillstandes, den Ancillon eronnen hatte. Darauf kam zunächst gar keine Antwort aus Paris.

Aber auch die russische Verhandlung stockte. Gardenberg hatte die Forderungen Ancillons insofern gesteigert, als er die Wiederherstellung Preußens in dem Umfang beanspruchte, den es vor dem Kriege von 1806 gehabt hatte, mit Ausnahme jedoch Hannovers; dafür hielt er aber fast noch eifriger als Ancillon an dem Wiedererwerb der ehemals polnischen Landesteile fest; nur den Bezirk von Bialystok wollte er dem Zaren lassen und äußerstenfalls eine kleine Abrundung dieses Besitzes gewähren. Rnefebeck aber, der auf seiner Reise ins russische Hauptquartier abermals sechs Tage verträdelte hatte, bestand entgegen dem klaren Wortlaut seiner Instruk-

tion auf dem Wiedererwerb auch Bialystoks, obgleich er wie auch seine Auftraggeber wußten, daß nicht nur der Zar nach der polnischen Beute lechzte, sondern auch das von ihm, nicht von den preußischen Heeren, eroberte Polen als seine rechtmäßige Entschädigung betrachtete. Sicherlich waren diese russischen Absichten und Wünsche für den preußischen Staat gefährlich, zumal da der Zar nur halb mit ihnen herauskam, aber die preußische Gier nach dem polnischen Raube, die so viel dazu beigetragen hatte, den altpreußischen Staat ins Verderben zu reißen, war um nichts schöner und vernünftiger. Eine Entschädigung im Westen wäre für Preußen weit vorteilhafter gewesen; die Aufgabe des preußischen Unterhändlers hätte darin bestanden, sie zu sichern und die polnischen Pläne des Zaren möglichst unschädlich zu machen.

Nun aber geschah, wie der Dichter später von den preußischen Provinzen gesungen hat:

Steht der Karm einmal im Drede,
Sui! dann geht es rasch vom Flecke,
Und die Bäume fliegen frei!

Am 19. Februar brach York mit seinen Truppen auf, um die Weichsel zu überschreiten; am 22. Februar kam er und Bülow mit dem russischen General Wittgenstein in Ponik zusammen, und sie verabredeten den Vormarsch bis zur Oder. In Kolberg erschien Sneyenau und riß nun auch den General v. Borstell mit sich fort, so daß dieser ohne Befehl des Königs seine Truppen aufbrechen ließ, um Berlin von den Franzosen zu befreien.

Tiefer noch griffen die Maßregeln, die Scharnhorst als treibende Kraft der Rüstungskommission getroffen hatte. Er war jetzt an das Ziel gelangt, das er so lange Jahre mit unendlicher Geduld verfolgt hatte; am 3. Februar erging der Aufruf an die gebildete und wohlhabende Jugend, freiwillig unter die Waffen zu treten; am 9. Februar wurden die Exemtionen von der Kantonspflicht aufgehoben, wurde die allgemeine Wehrpflicht hergestellt, freilich nur für die Dauer dieses Krieges. Noch konnte nicht gesagt werden, gegen wen die Rüstung ging, aber der Aufruf vom 3. Februar wirkte dennoch wie ein elektrischer Schlag. Aus allen Teilen des Landes strömten die Freiwilligen nach Breslau, Kolberg

und Graudenz, den drei Orten, die ihnen als Sammelplätze angewiesen worden waren, die meisten nach Breslau. In Berlin, wo der Aufruf erst am 9. Februar bekannt wurde, meldeten sich in den ersten drei Tagen nicht weniger als 3000 Freiwillige. Ein Spanier, der in der preußischen Hauptstadt lebte und kurz vorher in die Heimat geschrieben hatte: „Die Deutschen sind keine Spanier, sie sind mit allem zufrieden, wenn sie nur ihren Kehl im Keller haben,“ schrieb jetzt bewundernd nach Madrid: „Der Geist nationaler Unabhängigkeit ist in Norddeutschland erwacht, und nirgends bricht dies edle Gefühl mit größerer Festigkeit hervor und zeigt mehr Übereinstimmung mit dem glorreichen Spanien, als in den preußischen Staaten.“ Wie Stein bei seiner Rückkehr aus Rußland, so glaubte Gneisenau bei seiner Rückkehr aus England in einem anderen Volke zu sein.

Den französischen Truppen, kampferprobt wie sie waren, dröhnte gleichwohl der Boden unter den Füßen. „Wir sahen sie,“ schreibt ein Franzose von den Freiwilligen, „unsere Bataillone durchschreiten, ohne Waffen, ohne Führer; dabei stießen sie Freudenschreie aus und warfen unseren Soldaten drohende Blicke zu.“ Die französische Besatzung Berlins, 6000 Mann und 40 Geschütze unter dem Marschall Murgereau, war wie gelähmt, als am 20. Februar ein verllorener Haufen Kosaken in Berlin erschien, von der Bevölkerung jubelnd begrüßt. Aus Breslau schrieb der österreichische Gesandte nach Wien: „Die Geister sind in einer Gärung, die schwer zu beschreiben ist. . . Die Militärs und die Häupter der Sekten haben sich unter der Maske des Patriotismus der Zügel der Regierung bemächtigt; der Kanzler wird vom Strome mit fortgerissen.“ Gewichtiger noch war das Wort des englischen Agenten Ompteda: „Wenn der König noch länger zaudert, so sehe ich die Revolution als unausbleiblich an, und das Heer würde das erste Signal zu ihr geben.“

Unter diesem wachsenden Druck gab der König endlich nach, auch jetzt nur als ein ängstlicher und eigensinniger Schwächling, dem die Krone auf dem Haupte wankte. Den letzten Stoß erhielt er von Stein, der den Zaren bewogen hatte, ihn und den russischen Staatsrat Anstett nach Breslau zu schicken, mit einem Bündnisvertrag, den Stein wenn nicht

verfaßt, so doch stark beeinflusst hat. Danach schlossen Zar und König ein Schutz- und Trutzbündnis, um Europa zu befreien und zunächst den preußischen Staat wiederherzustellen. Der Zar verpflichtete sich, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Preußen dieselbe Machtstellung wieder erlangt habe, die es vor der Schlacht bei Jena inne gehabt hatte. Von seinen ehemals polnischen Besitzungen bedang es sich jedoch nur so viel aus, als notwendig war, die Verbindung zwischen Ostpreußen und Schlefien herzustellen; seine sonstige Entschädigung wollte es im nördlichen Deutschland suchen, mit Ausnahme Hannovers. Diese Rücksicht war geboten durch die englischen Subsidien, die Preußen wie Rußland zum Kriegführen brauchten. Daneben wurde ein Bündnis mit Osterreich und Schweden ins Auge gefaßt. Rußland verpflichtete sich, 150 000 Mann zu stellen, Preußen 80 000, aber noch darüber hinaus alle seine militärischen Kräfte anzuspannen, so auch durch Bildung einer Landwehr.

Auf diese Bedingungen hin wurde, nachdem Stein und Anstett am 25. Februar in Breslau eingetroffen waren, sofort das Bündnis abgeschlossen. Am 27. Februar ist der Vertrag in Breslau von Anstett und Hardenberg, am 28. in Kalisch, dem russischen Hauptquartier, von Scharnhorst und Kutusow gezeichnet worden. Aber nachdem so viele kostbare Zeit vertröddelt worden war, wurden jetzt noch nahe an drei Wochen verschwendet; Napoleon sollte sich erst durch Nichtbeantwortung der preußischen Vorschläge vom 15. Februar ins Unrecht setzen! Als er am 15. März noch nicht geantwortet hatte, übergab am 16. März Hardenberg die Kriegserklärung dem Grafen St. Marsan, der eben auf seine eindrucklichen Vorstellungen eine halbwegs einlenkende Antwort Napoleons erhalten hatte. Es war nun zu spät, und am 17. März erließ der König den Aufruf an das Volk zum Kriege gegen Frankreich, eine würdige Kundgebung, die vom Staatsrat Sippel nach den Angaben Gneisenaus verfaßt war, nicht ohne daß Gneisenau vorher noch ein klägliches, von Ancillon im Sinne des Königs entworfenes Machwerk beseitigt hatte.

Minder glücklich fuhr Stein mit einem Aufruf an die Deutschen. Ihm lag sehr wenig an den Dynastien und den

Einzelstaaten, aber um so mehr an der deutschen Nation. Sie in den Kampf gegen Napoleon zu reizen, plante er zwei Maßregeln: einen Aufruf an die Deutschen, der namentlich auch die Rheinbundsfürsten schrecken, und die Einsetzung eines Zentralverwaltungsrats, der die Kräfte und Mittel der norddeutschen Staaten, die erobert werden müßten, flüssig machen sollte. Dieser Rat wurde auch niedergesetzt und Stein, der ihm übrigens als russischer Vertreter angehörte, zum Präsidenten ernannt. Der Aufruf an die Deutschen aber wurde nicht so abgefaßt, wie Stein wollte; namentlich wurde ihm die Drohung an die Rheinbundsfürsten gestrichen, daß wer von ihnen sich nicht innerhalb sechs Wochen entscheide, abgesetzt werden würde. Stein kannte die Sprache, auf die diese Klasse allein hörte. Jedoch der Zar und der König fanden es unehrerbietig, mit ihren Brüdern von Gottes Gnaden so kategorisch zu sprechen, und begnügten sich, die lächerliche Hoffnung auszusprechen, daß kein deutscher Fürst durch Beharren beim Rheinbund sich reis zeigen werde der Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und die Macht gerechter Waffen.

Unbedenklich waren Zar und König, die Verheißungen zu unterschreiben, die Stein der deutschen Nation gemacht wissen wollte: die Wiederherstellung eines ehrwürdigen Reiches, Freiheit und Unabhängigkeit „als unveräußerliche Stammgüter der Völker“, die selbständige Ordnung ihrer häuslichen und inneren Verhältnisse nach geschlossenem Frieden. Solche Verheißungen, die Stein in gutem Glauben machte, hatten für die edlen Herrscher keine Konsequenzen.

Später, als sich alles so herrlich erfüllt hatte, haben ihre Goldschreiber den Aufruf von Kalisch als eine Fälschung zu verleugnen gesucht: immerhin aus einem Nest von Scham, weil vor aller Welt Augen lag, daß in keinem bonapartistischen Bulletin je so arg geschwindelt worden war wie in dieser feierlichen Rundgebung frommer Monarchen. Aber der Aufruf ist echt; als Oberbefehlshaber der verbündeten Armee hat ihn Kutusow im Namen der beiden Fürsten am 25. März in Kalisch veröffentlicht.

2. Landwehr und Landsturm.

In schroffem Gegensatz zu der kläglichen Diplomatie Hardenbergs stand der unermüdlische Eifer, womit Scharnhorst rüstete, seitdem er Ende Januar in die Rüstungskommission berufen worden war. Am 4. März konnte er schon berichten, daß sich das stehende Heer seit dem Dezember des Vorjahres nahezu verdreifacht habe und gegen 120 000 Mann mustere.

Scharnhorst erreichte diesen Erfolg teils durch die Verstärkung der vorhandenen, teils durch die Errichtung neuer Truppenkörper. Das nötige Menschenmaterial lieferten ihm neben den eingestellten Rekruten namentlich die Krümper. Diese Erfindung belohnte sich ihm jetzt in reichem Maße. Ungleich größere Schwierigkeiten bereiteten ihm die Bekleidung, Bewaffnung und Ernährung dieser Massen. In der Kriegskasse befanden sich gerade dreitausend Taler; ein Versuch, zehn Millionen Schatzscheine gegen Zwangskurs auszugeben, scheiterte gänzlich, und die englischen Subsidien waren noch fern, dank der elenden Trödelei der preussischen Diplomatie.

Scharnhorst jedoch war ein Mann, dem die Sache allemal über den Finkertischen stand, mochte die Kamasschentnöpfe darüber ein noch so großes Entsetzen anwandeln. Wo farbige Uniformen fehlten, ließ er die Mannschaften in graues Zeug kleiden, das zum Teil die Gemeinden den eingezogenen Kantontisten und Krümpern mitzugeben hatten; wo Tornister fehlten, mußten zwillichene Säcke aushelfen. In das Eck- und Trinkgeschirr des einzelnen Mannes mußten sich mehrere Kameraden teilen. Die Bewaffnung wurde auf das schlechthin Notwendige beschränkt. Die Remonte- und Artilleriepferde mußten ohne Bezahlung gestellt, endlich sämtliche Truppen von dem Lande in Naturalquartieren unentgeltlich verpflegt werden.

Diese Vermehrung des Heeres, so stark sie war, hielt sich noch innerhalb des alten Kantonsystems. Darüber hinaus ging Scharnhorst durch die Edikte vom 3. und 9. Februar, von denen jenes „besonders“ die Jugend der bestehenden und gebildeten Klassen zum freiwilligen Eintritt in das Heer aufrief, dieses die Exemtionen von der Kantonspflicht aufhob

und für die Dauer des Krieges die allgemeine Wehrpflicht einführte. Man hat zwischen beiden Edikten einen gewissen Widerspruch finden wollen, der auch schon zur Zeit ihres Erlasses empfunden wurde, einen Widerspruch in dem Sinne, daß der Aufruf vom 3. Februar auf dem Prinzip der Freiwilligkeit und die Verordnung vom 9. Februar auf dem Prinzip des Zwanges zu beruhen scheine. In Scharnhorsts Geist bestand dieser Widerspruch aber nicht. Er wollte die allgemeine Wehrpflicht als gesetzlichen Zwang, nur daß diejenigen, die sich freiwillig meldeten und auf eigene Kosten ausrücken konnten, gewisse Vorteile genießen sollten. Die Freiwilligen wurden den Jägern zuerteilt, der freiesten und ungezwungensten Waffe; jedes Infanteriebataillon und jedes Kavallerieregiment erhielt eine Jägerabteilung, die nur aus Freiwilligen bestand; den Freiwilligen stand frei, das Bataillon oder das Regiment zu wählen, bei dem sie dienen wollten; sie konnten jederzeit den Dienst verlassen, außer im Laufe des Feldzugs; sie durften ihre Offiziere und Unteroffiziere aus ihrer eigenen Mitte wählen usw.

Der Zweck dieser Einrichtung war keineswegs oder doch nur ganz nebensächlich die Ersparnis, die bei den etwa 12 000 Freiwilligen nicht besonders schwer ins Gewicht fiel, am wenigsten für Scharnhorst, dem es auf die moralische Wirkung ankam. Wenn das Heer durch die Beseitigung des Söldnerwesens auch von seinem ärgsten Krebschaden befreit war, so setzte es sich, solange die Exemtionen von der Kantonspflicht bestanden, doch nur erst aus den ärmsten und geistig zurückgebliebensten Elementen der Bevölkerung zusammen. Der Unterschied zwischen diesen Elementen und einer Jugend, die sich an Goethe und Schiller, an Kant und Fichte heraufschäufte, war so groß, daß zwischen ihnen ein kameradschaftlicher Geist unmöglich entstehen konnte, wozu dann noch die allgemeine Verachtung des Kriegsdienstes kam, die, durch einige Jahrhunderte genährt, sich nicht schon in einigen Jahren verflüchtigen konnte. Darüber war zunächst nicht anders hinwegzukommen als durch die Einrichtung der freiwilligen Jäger, die dann auch als Pflanzschule von Offizieren einem Mangel abhelfen sollte, der sich um so mehr geltend machte, je mehr das Heer anwuchs.

Die moralische Wirkung, die Scharnhorst mit dem Aufruf vom 3. Februar bezweckte, hat er in vollem Maße erreicht. Nicht nur strömte die gebildete Jugend in hellen Haufen zu den Waffen, sondern — da Besitz und Bildung schon damals mannigfach verschiedene Begriffe waren — alle Schichten der Bevölkerung brachten ansehnliche Opfer, um Freiwillige auszurüsten, deren eigene Mittel dazu nicht ausreichten. Man hat berechnet, daß durch freiwillige Gaben für diesen Zweck weit über eine Million Taler aufgebracht worden ist. Fast noch populärer als die freiwilligen Jäger wurden die Freikorps, die Freiwillige aus dem außerpreussischen Deutschland in sich aufnehmen sollten. Am bekanntesten von ihnen sind die Lütkower geworden, eine von dem Major Lütkow, einem Waffengenossen Schills, gebildete Freischar. Scharnhorst brachte ihr freilich kein sonderliches Vertrauen entgegen, sei es, weil er an den militärischen Fähigkeiten Lütkows zweifelte, sei es, weil er doch zu sehr Linienfeldat war, um Freischaren nicht etwas mißtrauisch zu betrachten. Scheinbar haben die Lütkower durch ihre bescheidenen Leistungen im Kriege gerechtfertigt, daß man ihnen mißtraute, wenn nur solch Mißtrauen nicht vielmehr die Ursache wäre, weshalb Freischaren, die gemeinsam mit Linientruppen kämpfen, immer schlecht abzuschneiden pflegen.

So weit waren die Rüstungen Scharnhorsts gediehen, als die Kriegserklärung an Frankreich erfolgte. Nun konnte er sein Werk krönen durch die Errichtung einer Landwehr, die dem preussischen Staate durch den Septembervertrag von 1808 verboten worden war. Hinter diesem Vertrag hatte der König seinen heftigen Widerwillen gegen die Landwehr verschönt; um ihm alle weiteren Vorwände abzuschneiden, hatten Scharnhorst und Stein in den preussisch-russischen Bündnisvertrag die Bestimmung aufgenommen, daß Preußen eine Landwehr einzurichten habe. Bereits am Tage nach der Kriegserklärung machte Scharnhorst seinen Entwurf fertig; er brauchte nur die Gedanken niederzuschreiben, die seit Jahren in seinem Kopfe gereift waren.

Wie die Edikte des Februar beruhte auch diese Verordnung auf der Vereinigung von Freiwilligkeit und Wehrpflicht. Aufgestellt werden sollten 120 000 Mann, etwa der vierzigste Teil

der Gesamtbevölkerung, verteilt auf die einzelnen Provinzen und Kreise. Die sich freiwillig meldeten, erhielten sofort den Rang eines Gefreiten und die Zusicherung, auch später bei der Beförderung vorzüglich berücksichtigt zu werden. Soweit der auf jeden Kreis entfallende Anteil an Landwehrmannschaft durch die freiwillige Meldung nicht erreicht ward, trat die Losung ein. Ihr waren unterworfen alle wehrbaren Männer vom siebzehnten bis zum vierzigsten Lebensjahr; jeder Jahrgang nach dem gleichen Verhältnis. Die Ausnahmen von der Landwehrpflicht waren nur spärlich zugelassen: in der Hauptsache Geistliche und Lehrer sowie ganz unabhömmliche Beamte. Stellvertretung, die der ostpreussische Landtag noch zugelassen hatte, wurde völlig ausgeschlossen.

Die Kosten der Landwehr wurden vom Staate größtenteils auf die Kreise abgewälzt. Der Staat lieferte nur Feuer- gewehr, Munition und Kavalleriefäbel. Die Kreise hatten aufzukommen für die Pike, womit das erste Glied der Infanterie bewaffnet werden sollte, für die Patronentaschen, Trommeln, Trompeten, Signalhörner, bei den Reitern, die den achten Teil des Landwehraufgebots umfassen durften und den fünfzehnten Teil umfassen mußten, auch für Pferde und Sättel. Die Kleidung sollte sich der Wehrmann nach Möglichkeit selbst beschaffen, sonst mußte auch hier der Kreis eintreten. Doch sollte alles so einfach und schlicht wie möglich eingerichtet werden. Es genügte, daß der Landwehrmann eine Witwka hatte, wie sie sich aus dem Sonntagsrock des Bauern leicht zurechtschneiden ließ, der Kragen und der Besatz der Mütze trugen die Farben der Provinz. Auch die Uniformen der Offiziere durften keinerlei Stikerei zeigen. Zweimal in der Woche versammelte sich die Landwehr zu militärischen Übungen, am Sonntag und am Mittwoch: das Wesentlichste blieb die Kunst, worin das altpreussische Heer fast ganz ungeübt war: das Schießen nach dem Ziele.

Da der Staat die Lasten der Landwehr fast ganz auf die Kreise abwälzte, so konnte er die Kreise von der Einrichtung der Landwehr nicht ausschließen. In jedem Kreise wurde ein Ausschuß niedergesetzt (zwei Rittergutsbesitzer, ein städtischer Bürger, ein Bauer), der die Aushebung leitete, die Ausgehobenen vereidigte und die Offiziere bis zum Kompagnie-

oder Schwadronschef aufwärts wählte, ohne an ein Lebensalter oder einen Stand gebunden zu sein. Für die hohen Offiziersstellen behielt sich der König die Ernennung vor, doch hatte der Kreisausschuß ein Vorschlagsrecht. War die Landwehr erst einmal gebildet, so sollten die notwendigen Offiziersstellen durch die Wahl der Offiziere besetzt werden; eine Wahl von Offizieren durch die Wehrmänner war nicht zugelassen.

Von dem Ideal einer demokratischen Miliz blieb diese Landwehr noch weit entfernt. Wenn in den Kreisausschüssen die Junker schon doppelt so stark vertreten waren wie die Bürger und die Bauern, so wurden sie von ihresgleichen gewählt, während die Vertreter der Bürger und der Bauern von der Regierung ernannt wurden. Und wenn die Ernennung der höheren Offiziere dem König überlassen war, so behielt er sich auch die Bestätigung der niederen, von den Kreisausschüssen gewählten Offiziere vor, so daß etwa räumige Schäfe ausgemerzt werden konnten. Selbst Gneisenau, der an der Organisation der schlesischen Landwehr hervorragenden Anteil nahm, soll entsetzt gewesen sein, als er bei der Besichtigung eines Landwehrbataillons in seiner ehemaligen Garnison Sauer seinen früheren Schneider als Landwehrleutnant erblickte, und durch gültliches Zureden diese und ähnliche „Fehlgriffe“ beseitigt haben.

Eine ähnliche Begeisterung wie der Aufruf vom 3. Februar hat die Landwehrverordnung vom 17. März nicht erweckt. So ungerecht es wäre, den entscheidenden Anteil der Landwehr an dem endgültigen Siege zu bestreiten, so ist es doch auch wahr, daß ihr Mangel an militärischer Ausbildung nicht völlig durch die Wirkungen moralischer Erhebung ersetzt wurde. Die Landwehr hat Taten der höchsten Tapferkeit aufzuweisen, aber auch mehr als ein Landwehrbataillon ist beim ersten Kanonenschuß auseinandergeflüht. Gneisenau fürchtete, daß der größte Teil der schlesischen Landwehr auseinanderlaufen würde, wenn sie nicht durch die strengsten Mittel der Disziplin zusammengehalten würde; er verlangte für die Ausreißer schlechte Behandlung und Kost wie beschimpfende Auszeichnungen, für die Gemeinden aber, die die heimkehrenden Landwehrmänner nicht sofort gebunden aus-

lieferten, harte Strafen. Ein Bericht des Obersten Steinmetz, der mit Gneisenau seinerzeit Kolberg verteidigt hatte, berichtete gar noch nach der siegreichen Schlacht an der Rakbach: „Die Kommandeure der Bataillone sind durch strenge Verweise bestraft, mehrere Offiziere haben Arrest gehabt, der größere Teil der Landwehr ist in die zweite Klasse versetzt, mit umgekehrten Montierungen durch die Reihen geführt, mit Hunger und Stockschlägen bestraft worden, und es bleibt jetzt nichts übrig als Lotschießen.“

Diese Erscheinungen sind von reaktionärer Seite benutzt worden, um gegen die Landwehr als eine „demokratische Institution“ zu wühlen. Das heißt aber die Dinge auf den Kopf stellen. Die Landwehr hat zeitweise versagt, gerade weil sie keine „demokratische Institution“, sondern nach ihrer damaligen Einrichtung eine verschlechterte Kopie des stehenden Heeres war. Sie stand ihm nach in der Ausbildung und Ausrüstung, und dieser Mangel sollte nicht wie bei den freiwilligen Jägern durch eine „liebreiche und väterliche Art“ der Zurechtweisung, sondern durch die härteste Anwendung der militärischen Disziplin ersetzt werden, wie selbst Gneisenau und seine Genossen verlangten. Jedes Gräslein oder Brincklein, das sich in die freiwilligen Jäger einreichte, wurde mit Vorbeeren überschüttet und wird heute noch in den patriotischen Geschichtswerken mit Tränen der Nüchternheit erwähnt; die schlesischen Leinwandweber, „vielleicht die elendesten Bewohner von Europa“, ungenügend bekleidet und bewaffnet, oft selbst unbeschuhet, mit ihren ausgemergelten Körpern allen Plagen des Hungers und allen Unbilden der Witterung preisgegeben, wurden bei jedem Versagen selbst noch mit den barbarischen Strafen des Söldnerheeres bedroht. Um so höher steht die moralische Kraft dieser Landwehr, die sie trotz alledem von Sieg zu Sieg führte.

Als letztes Stück in die militärische Rüstung fügte Scharnhorst den Landsturm, der jedoch erst organisiert werden sollte, wenn die Landwehr bestand. Es waren dieselben Pläne des Aufstandes in Masse, die Gneisenau und Scharnhorst der französischen Revolution abgesehen hatten; der Verfasser des Landsturmediktes im engeren Sinne des Wortes war Jakob Bartholdy, ein Beamter des Staatskanzlers, der als Reut-

nant den Tiroler Aufstand von 1809 mitgemacht hatte. An drakonischen Härten ließen die Bestimmungen des Ediktes nichts zu wünschen übrig. Das Landsturmedikt verpflichtete alle männlichen Bewohner des Staates, die nicht zum stehenden Heer oder zur Landwehr gehörten; ausgenommen waren nur Knaben, Greise und Kranke. Die Landsturmmasse in einem bedrohten Bezirk sollte sich mit Weibern, Kindern und Greisen beständig zum Auswandern bereit halten; die Vorräte an Lebensmitteln waren im Falle der Not fortzuschaffen oder zu verderben; Bier, Wein, Branntwein sollte man auslaufen lassen; die Brunnen sollten in den preisgegebenen Gegenden verschüttet, die Mühlen, Säbne, Säbren und Brücken verbrannt, die Dörfer — wenn auch in der Regel nicht die Städte — zerstört und verwüstet werden usw.

Das Edikt stieß von vornherein auf heftigen Widerstand, selbst unter den verhältnismäßig radikalsten Reformern; der Kriegsrat Scharnhorst kam darüber so heftig mit Gneisenau aneinander, daß nur mit Mühe ein Zweikampf zwischen beiden Männern verhütet wurde. Die praktische Probe aufs Exempel ist nicht gemacht worden. Die Bestimmungen des Ediktes wurden bald durch neue Erlasse gemildert, und zudem verzog sich der Krieg sehr schnell von dem preußischen Gebiet. Ob das Edikt in seiner ganzen Strenge ausführbar gewesen wäre, steht sehr dahin. Die Sache hatte ihre zwei Seiten. Hier und da, namentlich in den Gegenden, die dem Kriegsschauplatz nahe lagen oder in der Umgebung der von den Franzosen besetzten Festungen, an der Elbe bei Sandau und Tangermünde, im Oderbruch, bei Stettin hat die bäuerliche Bevölkerung ihren Landsturm auf eigene Hand organisiert und dadurch dem Feinde manchen Schaden zugefügt.

Die andere Seite aber sah so aus: „Die Professoren der Universität Berlin bildeten einen eigenen Trupp und übten sich häufig in den Waffen, der kleine bucklige Schleiermacher, der kaum die Pike tragen konnte, auf der äußersten Linken, der baumlange Savigny auf dem rechten Flügel; der lebhafte knirpsige Niebuhr erzürte, daß die nur federgetwandten Hände dicke Schwüelen bekamen; der ideologisch tapfere Fichte erschien bis an die Zähne bewaffnet, zwei Pistolen im breiten Gürtel, einen Pallasch hinter sich herschleppend, in der Vor-

halle seiner Wohnung lehnten Ritterlanze und Schild für sich und seinen Sohn. Der alte Schadow führte die Schar der Künstler, Pfand die Gelden der Bühne; diese wie jene meist abenteuerlich-mittelalterlich und phantastisch-theatralisch kostümiert und bewehrt: Sturm- und Pickelhaube, Flamberge und sogar Morgensterne kamen zum Vorschein; man sah auf dem Übungsplatz den Waffenschmuck Talbots und Burgunds, Wallensteins und Richards des Löwenherzen. Pfand selbst erschien einst mit dem Brustharnisch und dem Schilde der Jungfrau von Orleans, was große Heiterkeit erregte."

Friedrich Köppen, dessen vergessener Schrift über das Jahr 1813 diese Schilderung entnommen ist, fügt hinzu, daß man mit dem Landsturmgesetz zwar die „Höhe des Prinzips“ erreicht habe, aber daß vom Erhabenen zum Lächerlichen doch nur ein Schritt sei.

3. Der Frühjahrsfeldzug.

Die preußischen Rüstungen waren noch in vollem Gange, die Landwehr erst im Entstehen und auch die neuen Bataillone des Linienheeres erst in der Bildung begriffen, als Napoleon den Krieg bereits mit überlegenen Streitkräften beginnen konnte, dank der unfähigen Zauderpolitik des preußischen Königs, die seine „Untertanen“ mit Strömen von Blut bezahlen mußten.

Der französische Kaiser hatte die Zeit besser auszunutzen gewußt. Bei seiner Rückkehr nach Paris fand er 140 000 Rekruten vor aus der Konstriktion des Jahres 1813, deren Aushebung er auf dem Marsch nach Moskau verfügt hatte. Sie waren im Oktober zusammengetreten, hatten eine Ausbildung von einem Vierteljahr genossen und waren für den eigentlichen Seeresdienst reif. Das galt in noch höherem Grade von 100 000 Mann Nationalgarde, die seit dem Frühjahr 1812 unter den Waffen standen. Allerdings durfte die Nationalgarde gesetzlich nicht außerhalb der französischen Grenzen verwendet werden, aber dem willfährigen Senat genügte ein Wort Napoleons, diese gesetzliche Bestimmung umzustößen. Dazu wurde die Aushebung von 100 000 Mann aus den Altersklassen der letzten vier Jahre verfügt und von 150 000 Mann aus der Konstriktion des Jahres 1814, die einstweilen jedoch nur die Depots füllen und noch nicht ins Feld rücken sollten.

Es machte sich freilich schon ein leiser Widerstand in der Nation geltend, an der die furchtbare Katastrophe des russischen Feldzugs nicht spurlos vorübergegangen war; es kam schon vor, daß die Rekruten in Ketten zu ihren Regimentern geschleppt werden mußten. Aber im großen und ganzen gehorchte die gewaltige Kriegsmaschine immer noch der genialen Hand ihres Meisters. Mindestens unter dem Schein der Freiwilligkeit erboten sich die französischen Städte, dem Kaiser den Teil der Rüstung abzunehmen, dessen Wiederherstellung ihm am schwersten fiel, nämlich die nötigen Pferde zu beschaffen und die völlig vernichtete Reiterei zu ersetzen. Als „eine ganz freiwillige und reine Subsidigung“ stellte Paris

500, Lyon 120, Straßburg 100, Bordeaux 80 Reiter usw. bis zu den kleinen Städten und Flecken, die einen oder zwei Reiter aufbrachten. Aber mit dem Erfolg dieser Gulddigung sah es nicht besser aus als mit ihrer Freiwilligkeit; Roß und Reiter konnten größtenteils nicht in natura geliefert, sondern mußten nach einer von der Regierung entworfenen Lage in barem Gelde auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt werden. Das war immerhin eine bescheidene Finanzquelle gegenüber den 370 Millionen Franken, die Napoleon dadurch gewann, daß er die Güter der Gemeinden einzog und verkaufte, gegen fünfprozentige Staatsrente, die er den bisherigen Eigentümern dafür gab.

Inmitten der gewaltigen Künstungen, die Napoleon mit seinem alldurchdringenden Verstand, der immer neue und neue Hilfsmittel zu entdecken wußte, seiner vor nichts zurückschreckenden Energie, seinem riesigen Organisationstalent betrieb, hatte er begreiflicherweise kein Ohr für die preußischen Vermittlungsvorschläge. Er wußte, daß in seinem Sinne und schließlich auch im Sinne der französischen Nation ein ehrenvoller Friede nicht zu haben war, ehe er einen gewaltigen Schlag gegen seine Feinde geführt hatte. Zudem — wenn er auch darauf bedacht war, seine deutschen Vasallen im Rheinbund straffer im Zügel zu halten und mit Osterreich ernsthaft verhandelte, um sich dessen Bundesgenossenschaft zu sichern, so hegte er gegen Preußen noch immer die alte, halb aus Mißtrauen, halb aus Verachtung gemischte Empfindung. Er empfing die preußische Kriegserklärung mit kühlem Achselzucken: „Besser ein offener Feind als ein unzuverlässiger Freund“, und ließ sie durch seinen Minister des Auswärtigen in höhnischer Weise beantworten, so mit der boshaften, aber nicht unrichtigen Bemerkung, daß jenes heilige Erbe, das der preußische König zurückfordere, ja doch nur durch beständigen Verrat an Kaiser und Reich zusammengerafft worden sei.

Bereits am 15. April verließ Napoleon St. Cloud und begab sich nach Mainz, wo er über eine Woche blieb. Er musterte hier die 180 000 Mann, mit denen er Ende April in die sächsische Ebene vorbrechen wollte, um sich dort mit dem Vizekönig von Italien, seinem Stieffohn Eugen Beauharnais, zu

vereinigen, der ihm mit 40 000 bis 50 000 Mann von der Elbe entgegenkommen sollte. Es waren die Trümmer der Großen Armee, die inzwischen ergänzt und wiederhergestellt, aber vor den andrängenden russischen und preußischen Truppen bis an die Elbe zurückgewichen waren. Rechnet man dazu einige Heerhaufen, die in Wesel und in Wittenberg sich zu bilden begannen, so beliefen sich die sämtlichen aktiven Streitkräfte, mit denen Napoleon den Feldzug beginnen konnte, auf mehr als 200 000 Mann. Dazu kamen dann noch etwa 60 000 Mann in den Weichsel- und Oderfestungen, von denen erst Thorn und Czenstochau gefallen waren.

Dagegen standen die Russen und Preußen weit zurück. Auch mit der Kriegserklärung Preußens war des Trüdelns und Zauderns noch kein Ende. Der Oberbefehlshaber der verbündeten Heere, der halb schon im Sterben liegende Kutusow, war aus seinem Hauptquartier Kalisch schwer fortzubringen; er verwünschte die Fortsetzung des Krieges auf deutschem Boden und wußte zudem sehr gut, in wie schreiendem Mißverhältnis die wirkliche Stärke der russischen Heere zu ihrer angeblichen Stärke stand. Die tapferen Pläne Scharnhorsts, über die Elbe vorzustößen, den Rheinbund zu sprengen und das nordwestliche Deutschland zu insurgieren, waren von vornherein aussichtslos. Was zunächst erreicht wurde, war der Vormarsch zweier Flügelkorps bis an die Elbe, zwischen denen sich dann die Hauptarmee langsam vorwärtschieben sollte.

Das nördliche dieser Flügelkorps stand unter dem Oberbefehl des russischen Generals Wittgenstein, mit dessen Truppen sich die preußischen Streitkräfte der Generale York, Bülow und Borstell vereinigt hatten. Es rückte von Berlin durch die Mark Brandenburg auf Magdeburg, wo der Vizekönig von Italien seine Truppen zusammengezogen hatte. Zwischen beiden Teilen kam es am 5. April zu einem kleinen Gefecht bei Wöckern, das für die Verbündeten siegreich verlief. Wittgenstein überschritt dann in den nächsten Tagen die Elbe und nahm Kantonnierungsquartiere um Dessau und Röhren, um das russische Hauptheer zu erwarten, das am 6. April endlich von Kalisch aufgebrochen war.

Streifscharen von Wittgensteins Korps hatten sich inzwischen bemüht, im nordwestlichen Deutschland einen Auf-

stand gegen die französische Fremdherrschaft zu entfachen. Der russische Oberst Lettenborn war mit einigen Kosakenregimentern schon am 12. März von Berlin aufgebrochen, hatte die mecklenburgischen Herzöge zum Abfall vom Rheinbund gedrängt und war am 18. März mit lautem Jubel in Hamburg empfangen worden; am Tage darauf sagte sich auch Lübeck von der französischen Herrschaft los und auf dem linken Elbufer Harburg, Stade, Lüneburg bis gen Bremen.

Die ganze Expedition war jedoch nur ein Kosakenstreich, der keine andere Folge hatte als ein hartes Strafgericht, das der Marschall Davoust und der General Vandamme über die aufständischen Gegenden verhängten. Sie drangen mit überlegenen Streitkräften vom linken Elbufer vor und erstickten in Füllladen jede Lust zu einer neuen Erhebung. Es war ein großer Fehler der Verbündeten, das wichtige Hamburg mit seinen reichen Silbquellen preiszugeben, ohne einen ernsthaften Versuch, damit die eigene Macht zu stärken. Nur eine andere Streiffchar vom Wittgensteinschen Korps unter dem General Dörnberg unternahm es, den Kosakenschwärmen Lettenborns zu helfen; sie lieferte auch in den Straßen Lüneburgs am 2. April ein glänzendes Gefecht, aber sie konnte nicht hindern, daß Davoust aus Hamburg eine furchtbare Festung machte, die noch widerstand, als selbst Paris schon gefallen war.

In anderer Weise als an der Niederelbe erloschen an ihrem oberen Laufe die Hoffnungen auf einen nationalen Erfolg Deutschlands. Das südliche Flügelkorps des russisch-preussischen Heeres war ohne nennenswerten Widerstand bis Dresden vorgerückt. Es bestand aus den preussischen Truppen, die bis dahin in Schlessien gestanden hatten, und dem russischen Korps Winzingerode. Oberbefehlshaber war der preussische General Blücher, den Scharnhorst, der sonst nach seinen Verdiensten die erste Anwartschaft auf die Stelle gehabt hätte, selbst empfohlen hatte. Blücher war ein alter Haudagen, ohne alle Schulbildung und selbst ohne jede militärische Bildung im höheren Sinne des Wortes — er versteht nichts vom Kriege, sagte Scharnhorst —, aber ein Soldat nicht nur von hohem physischem Mute, dem in einem klirrenden Reiter-

treffen immer am wohlsten war, sondern auch ein Feldherr von jenem höheren moralischen Mute, der keine Verantwortlichkeit scheut, wenn es gilt, die Gelegenheit zu ergreifen, die im Kriege nicht zu warten pflegt. Dabei ein ehrlicher und neidloser Charakter, der jeden Unfall hochherzig auf die eigene Kappe nahm, statt ihn auf seine Untergebenen abzuwälzen, in seiner derben, freimütigen, schlagfertigen Art bei den Soldaten beliebt wie kein anderer Führer des Heeres. Obgleich Blücher in dem altpreussischen Heere alt geworden war, hatte er sich in seinem gesunden Instinkt nach Jena zu den Reformern gehalten, und so zog er auch jetzt ins Feld, mit Scharnhorst und Gneisenau an seiner Seite.

Kriegerische Vorbeeren waren bei der Besetzung des Königreichs Sachsen zunächst nicht zu erwerben, aber es mußte sich nunmehr zeigen, wieviel Ernst und Nachdruck hinter dem Aufruf von Ralisch steckte. Auf die rheinbündlerischen Fürsten hatte er ganz und gar keinen Eindruck gemacht; mit Ausnahme der mecklenburgischen Herzöge, die durch Lettenborns Kosaken befehrt worden waren, hielten sie stramm zu Napoleons Fahnen. Sie mußten, daß dieser Mebejer nicht mit sich spaßen ließ, während sie von seinen legitimen Gegnern doch immer erwarten konnten, daß eine Krähe schließlich anderen Krähen nicht die Augen aushackt. Und in Dresden zeigte sich alsbald, wie richtig ihre Witterung war. Der König von Sachsen hatte seit jeher zu den ergebensten Vasallen Napoleons gehört; seine Truppen standen im französischen Heerlager und hatten eben noch in Lüneburg erbittert mit preussischen und russischen Truppen gekämpft. Beim Herannahen Blüchers war der König mit seinen Schätzen feige aus dem Lande entflohen und hatte seine getreuen „Untertanen“ der Obhut einer Regierungskommission überlassen, die er gegen die Macht der Sieger dadurch zu schützen versuchte, daß er sich und sein Land für neutral erklärte.

Wenn je, so war in diesem Falle die Möglichkeit nicht nur, sondern die Notwendigkeit gegeben, dem verräterischen Kleinfürstentum einen tödlichen Schlag zu versetzen. Jedermann wußte, daß der sächsische König nur den ersten Sieg Napoleons abwartete, um sich ihm wieder zu Füßen zu werfen. Es kam hinzu, daß der Zar ein heimliches Gelüsten danach

trug, den König von Sachsen abzusetzen, da er das Land als Entschädigung für Preußen bestimmt hatte, dessen Ansprüche auf polnische Landstriche damit beseitigt werden sollten. Aber die dynastischen Rücksichten siegten trotz alledem. Man verhandelte sechs Wochen lang mit dem landflüchtigen König ohne jeden Erfolg; man ließ die von ihm eingesetzte Regierungskommission ruhig amtieren, versuchte zwar, den General Thielmann, der in Torgau achttausend Mann sächsischer Truppen befehligte, zum Übertritt zu bewegen, richtete aber auch bei ihm mit allem Entgegenkommen nichts aus; am letzten Ende meinte Thielmann, daß er kein York sei, was allerdings stimmte. Einen Teil der Schuld an diesen sächsischen Enttäuschungen — und auch darin zeigte sich der zwiespältige Charakter des Königs — trug Scharnhorst; er glaubte die sächsische Bevölkerung durch milde Behandlung gewinnen zu können, täuschte sich darin aber gründlich.

Um so mehr war er für eine energische Kriegsführung, als sich das russische Hauptheer nun langsam nach Sachsen hineingeschoben hatte. Auf dem Marsche war der alte Kutusow gestorben, und der Oberbefehl ging danach auf Wittgenstein über, der an Dienst- und Lebensalter weit hinter Blücher zurückstand, vor diesem aber den Ruhm einiger im russischen Feldzug erkochener Siege voraus hatte. Er war nicht so unbeholfen und widerwillig wie Kutusow, aber eigentliche Feldherrngaben besaß er nicht. Immerhin hatten die Russen auch triftige Gründe, den kühnen Plan Scharnhorsts abzulehnen, der dahin ging, mit dem größeren Teil des Heeres über den Vizekönig von Italien herzufallen, ehe sich Napoleon mit ihm vereinte, den Geschlagenen unablässig zu verfolgen und so doch noch einen Volksaufstand in Norddeutschland hervorzurufen, während der kleinere Teil der verbündeten Truppen den herankommenden Napoleon erwarten, vor seiner Übermacht über die Elbe zurückgehen, aber dann wieder vorbrechen sollte, wenn der französische Kaiser seinem Stiefsohn zu Hilfe eilte.

Die Russen wollten ihre Rückzugslinie nicht aufgeben und hatten auch keinen Anlaß, einen so verwegenen Krieg zu führen, wie Scharnhorst vorschlug. Vielleicht wäre auch dieser nicht so weit gegangen, wenn man im russisch-preussischen

Hauptquartier das Übergewicht der gegnerischen Streitkräfte gefannt hätte. Gegenüber den 200 000 Mann, über die Napoleon im freien Felde verfügte, hatten die Verbündeten selbst mit den Truppen, die Magdeburg und Wittenberg beobachteten, nur über 123 000 Mann zu gebieten (69 000 Russen, 54 000 Preußen); nur indem sie auf die herannahenden Verstärkungen zurückgingen und die Truppen heranzogen, die die Oder- und Weichselfestungen belagerten, konnten sie die französischen Biftern erreichen. Ausgeglichen wurde der Unterschied allerdings bis zu einem gewissen Grade dadurch, daß die verbündeten Heere überwiegend aus erprobten Soldaten, das französische Heer zum großen Teile aus jungen Rekruten bestand, die noch nicht im Feuer gewesen waren. Ganz besonders aber besaßen die Verbündeten eine treffliche und zahlreiche Reiterei, an der es dem Gegner so gut wie ganz fehlte; auch an Geschütz waren sie überlegen.

Nachdem sich Napoleon, ungehindert von den Feinden, mit dem Vizekönig vereinigt hatte, marschierte er auf der alten Frankfurt-Weipziger Straße vorwärts, um das russisch-preussische Heer zu umgehen und auf das Erz- oder gar auf das Bichtelgebirge zurückzuwerfen, womit der Krieg entschieden worden wäre. Zur Abwehr dieser Gefahr beschloßen die Verbündeten den Angriff nach einem Plane, der an sich sehr verständlich war. Napoleon marschierte in drei großen Gruppen, die mehrere Stunden voneinander entfernt waren: voran der Kaiser selbst mit den Gardes, dann das besonders starke Korps Neys und endlich andere französische Korps, die von der unteren Saale herankamen. Diese Marschsäulen wollten die Verbündeten durchbrechen, indem sie sich auf die mittlere Gruppe warfen. Bei Lützen erfolgte am 2. Mai der Angriff, der das Korps Neys in der Tat überraschte, jedoch nicht so, daß der französische Marschall mit schneller Entschlossenheit nicht noch die vier Dörfer Großgörschen, Kleingörschen, Rahna und Taja besetzen und halten konnte, bis die entfernten Korps herankamen. Napoleon selbst, der schon auf dem Wege nach Weipzig war, eilte auf den ersten Kanonendonner herbei und übernahm die Leitung der Schlacht.

Es gelang den verbündeten Truppen, jene vier Dörfer ganz oder fast ganz zu erobern, aber es gelang ihnen nicht,

sie zu behaupten. Sie kämpften mit der größten Tapferkeit, allein Wittgenstein erwies sich seiner Aufgabe nicht gewachsen, zumal da er auch nicht Autorität und Charakter genug hatte, sich das dilettantische Dreinreden des Zaren in die Geerführung zu verbiten. Eine ganz unnütze Parade vor den beiden Monarchen verzögerte den Angriff; falsche Dispositionen führten dazu, daß sich beim Aufmarsch mehrere Korps kreuzten, was viele Verwirrung und Zeitaufenthalt verursachte; auch wurde eine Verzettlung der Streitkräfte dadurch herbeigeführt, daß der erste Angriff mit einer viel zu schwachen Truppenzahl unternommen wurde. Ein Korps von 12 000 Russen blieb ein paar Stunden vom Schlachtfeld untätig stehen, und die Reiterei wurde dadurch lahmgelegt, daß der Zwischenraum zwischen den vier Dörfern durch Gebüsche, Gräben, Hecken, Leiche dicht verflochten war. So siegte die französische Übermacht; am Abend waren die verbündeten Truppen, bis auf einige Gebäude in Großgörschen, aus den vier Dörfern hinausgeworfen.

Immerhin — mehr gewonnen als ihre ursprüngliche Stellung hatten die Franzosen auch nicht, und ihre Verluste waren mindestens so groß wie die Verluste der Verbündeten. Diese dachten daran, die Schlacht am nächsten Tage zu erneuern, doch ein Kriegsrat, den Wittgenstein berief, entschied sich für den Rückzug, namentlich da Napoleon über ungleich größere Reserven verfügte und der russischen Artillerie die Munition zu mangeln begann. Gedeckt durch die Reiterei, vollzog sich der Rückgang in leidlicher Ordnung; wenn er über die Elbe nach Schlesien ging, also Berlin preisgab, so entschied dafür die Rücksicht auf Österreich, dessen Hilfe immer notwendiger wurde. Man wollte in der Nähe der böhmischen Grenze bleiben.

Sachsen mit seiner Hauptstadt fiel nun wieder in die Hand Napoleons, der sofort zeigte, wie man mit legitimen Landesvätern umzugehen habe. Gatten die verbündeten Monarchen sechs Wochen verträdeln, um mit dem sächsischen König zu verhandeln, ohne etwas zu erreichen, so stellte Napoleon ihm die Wahl, sich binnen sechs Stunden zu entscheiden, ob er entthront sein oder in sein Land zurückkehren und sich mit allem, worüber er verfüge, in die französische Botmäßigkeit begeben

wolle. Es versteht sich, daß diese deutliche Sprache ihre Wirkung tat und der sächsische König sofort wieder als getreuer Vasall zu den Füßen des gekrönten Plebejers kroch.

Die verbündeten Heere lugten derweil nach der österreichischen Hilfe aus. Scharnhorst, der bei Büken am Fuße verwundet worden war, ging nach Böhmen, um sie zu betreiben. Da er sich zu wenig schonte, so verschlimmerte sich die anfangs nicht gefährliche Wunde, und er starb nach wenigen Wochen in Prag, ohne das Heer, das er in erster Reihe mit bewundernswerter Energie und Umsicht geschaffen hatte, jemals siegreich gesehen zu haben. Aber auch, wenn er am Leben geblieben wäre, so wäre er einstweilen nicht an sein Ziel gelangt. Die verbündeten Heere blieben vorläufig auf sich selbst angewiesen, und sie entschlossen sich, bei Buzen eine Defensivschlacht anzunehmen, zumal da die Russen durch angeblich 10 000 oder 12 000 Mann, die der General Barclay de Tolly von dem eroberten Thorn herbeiführte, nicht unwesentlich verstärkt worden waren.

Zu dieser Schlacht kam es am 20. und 21. Mai, und sie ging abermals verloren, teils durch die Unbernnft des Zaren, der um so dreister in den Heerbefehl dreinredete, je tiefer das Ansehen Wittgensteins durch den Mißerfolg bei Büken gesunken war, teils auch durch die starke Überlegenheit Napoleons, der hier mit 150 000 gegen 90 000 Mann kämpfte. Der Rückzug ging nach Schlesien hinein, und Barclay de Tolly, der als Oberbefehlshaber an Wittgensteins Stelle getreten war, wollte selbst nach Polen zurück, um das russische Heer wiederherzustellen.

Dem widersetzten sich die preussischen Generale aufs äußerste, und das Bündnis drohte auseinanderzufallen, als ein Waffenstillstand, der am 4. Juni in Poischwitz geschlossen wurde, vorläufig den Krieg beendete.

4. Der Waffenstillstand.

Nach seinem Sturze hat Napoleon den Waffenstillstand von Poischwitz für den größten Fehler seines Lebens erklärt, und sicherlich hat der Waffenstillstand seinen Gegnern größeren Nutzen gebracht als ihm selbst. Gleichwohl hatte er triftige Gründe, ihn anzubieten.

Seine Lage war keineswegs so glänzend, wie sie nach außen erschien. Er hatte mit seinen jungen Kontribuirten zwei große Schlachten siegreich geschlagen, aber unter verhältnismäßig großen Verlusten; mindestens bei Bautzen hatte er sogar ungleich mehr Mannschaften verloren als die Gegner. Zudem entging ihm die eigentliche Frucht der Siege, da ihn der Mangel an Reiterei an einer nachdrücklichen Verfolgung hinderte. Noch mehr als die Schlachten lichteteten die Marsche die Reihen seines Heeres. Er hatte jetzt nicht mehr Veteranen unter sich, die an alle Strapazen des Krieges gewöhnt und ihnen gewachsen waren, sondern junge Wildgesichter, die leicht verwilderten, wenn bittere Not an sie herantrat. Die innere Zerrüttung des Heeres wuchs von Tag zu Tag; Marodieren, Plündern und Verwüsten griff immer weiter um sich, ähnlich wie bei dem verhängnisvollen Marsche auf Moskau.

Wenn so das eigene Heer zu versagen begann, so konnte Napoleon sich nicht der Einsicht verschließen, daß er mit ernsthafteren Feinden zu tun hatte als jemals früher. Es waren nicht mehr die preussischen Soldaten von Jena, mit denen er bei Lützen und Bautzen gekämpft hatte. Sein böses Gewissen ließ ihn besonders die Volkserhebung in den preussischen Provinzen fürchten, die er so über alles Maß ausgeraubt hatte. Der geniale Erbe der französischen Revolution schämte sich selbst nicht, mit dem „roten Gespenst“ herumzufucheln, von „Anarchie und Revolution“ zu schwätzen, die seine Feinde gegen ihn aufböten, während er nie zu so verwerflichen Mitteln gegen sie gegriffen hätte. Ebenso wie durch dies Gefasel verriet er seine heimliche Angst durch die Grausamkeit, womit er die Lützower Freischar niedermekeln ließ, in der sich die volkstümlichen Elemente des Krieges gewissermaßen

verkörperten. Am 17. Juni wurde sie bei Stizzen, in der Nähe des Lützener Schlachtfeldes, durch 4000 Mann, darunter zwei württembergische Regimenter, das heißt durch eine zehnfache Übermacht, überfallen. Freilich war Lützow selbst nicht ohne Schuld; nach der Bestimmung des Waffenstillstandes hätte er sich bis zum 12. Juni auf das rechte Elbufer zurückziehen müssen. Aber Napoleon erreichte mit diesem Gewaltstreich nur das Gegenteil des erstrebten Zweckes; statt Schrecken einzujagen, steigerte er den Haß gegen seine Herrschaft.

Auch diplomatische Gründe veranlaßten ihn, einen Waffenstillstand zu wünschen. Bereits vor der Schlacht bei Bautzen hatte sich Oesterreich zur Vermittlung zwischen den kriegführenden Mächten erbboten, und diese Vermittlung war dem französischen Kaiser im höchsten Maße verhaßt. Er hatte eifrig um Oesterreichs Hilfe geworben, ihm sogar, nach dem Bruche mit Preußen, die Provinz Schlesien angeboten, jedoch Metternich hatte sich auf sehr ängstliche und vorsichtige, aber nicht ungeschickte Weise aus dem französischen Bündnis zu lösen gewußt, das er im Frühjahr 1812 eingegangen war.

Die Vorwürfe, die gegen die damalige Politik Metternichs erhoben worden sind, lassen sich nicht aufrecht erhalten, wenigstens nicht, soweit sie von preussischer Seite kommen. In seiner Abneigung gegen volkstümliche Bewegungen war Metternich nicht schuldiger als der preussische König selbst, und gegenüber der preussischen Diplomatie, die bei der Wahl zwischen der französischen und russischen Gefolgschaft die kostbarste Zeit versäumte, war Metternich darauf bedacht, sich gegen die französische wie gegen die russische Übermacht zu sichern und derweil zu rüsten, bis er die Entscheidung zwischen beiden in der Hand hatte. Es spricht für die Politik Metternichs, die gewiß selbstüchtig, aber nicht selbstüchtiger war als die Politik aller anderen Kabinette, daß Napoleon sich von ihm geprellt glaubte und lieber noch mit dem Zaren verhandeln wollte als mit einem Vermittler, der nichts getan und nichts verloren hatte, aber für seine Vermittlung hohen Lohn beanspruchte. So war der Versuch, mit dem Zaren ins reine zu kommen, ein Grund mehr für Napoleon, den Waffenstillstand zu wünschen. Entweder gelang es ihm, den Zaren abermals zu übertölpeln, oder aber, wenn Alex-

ander diesmal bei seinem preußischen Verbündeten ausblieb, die Waffenruhe zu Rüstungen auszunutzen, die ihm die siegreiche Beendigung des Krieges ermöglichten, selbst wenn Oesterreich sich auf die Seite seiner Feinde schlug.

Der Fehler in seiner Rechnung war nur, daß der Zar alle getrennten Verhandlungen ablehnte; er ließ den Gesandten Napoleons, der ihm sehr Lockende Anerbietungen machen sollte, nicht einmal vor sich. Und selbst den Waffenstillstand erlangte Napoleon nur unter der Bedingung, daß die Verhandlungen über den Frieden während der Waffenruhe durch österreichische Vermittlung geführt werden sollten. So war Napoleon von vornherein auf neue Rüstungen angewiesen, wobei er insofern im Nachteil war, als Preußen und Rußland im eigenen Lande oder nahe dem eigenen Lande ausgiebiger rüsten konnten. Die preußische Landwehr verdankte dem Waffenstillstand ihre Organisation, und auch aus Rußland wälzten sich neue Truppenmassen heran.

Der Waffenstillstand sollte bis zum 20. Juli währen. Seine Demarkationslinie wurde so gezogen, daß den Franzosen ganz Sachsen und ein Teil von Niederschlesien bis an die Oder blieb. Ein 5 bis 7 Meilen breiter Strich mit der Stadt Breslau wurde für neutral erklärt. Wie die preußischen Generale den Waffenstillstand aufs heftigste bekämpft hatten, so rief er in der Bevölkerung tiefe Niedergeschlagenheit hervor, da man ihn für den Vorboten eines faulen Friedens hielt. Um den niederziehenden Eindruck abzuschwächen, veröffentlichte Clausewitz eine kleine Schrift, worin er darlegte, was sich durch die Erfahrung bestätigen sollte, daß die Streitkräfte der Verbündeten während der Waffenruhe stärker wachsen mußten als die Streitkräfte Napoleons.

Zunächst wurde am 14. Juni in Reichenbach das Bündnis Preußens mit England fertig, das schon lange verhandelt, aber bisher noch nicht abgeschlossen war: nicht durch die Schuld Preußens, das ohne die englischen Subsidien gar nicht an die Fortsetzung des Krieges denken konnte, sondern weil die englischen Unterhändler in wahrhaft kläglicher Weise um eine Vergrößerung des Kurfürstentums Hannover aus ehemals preußischem Besitz feilschten. Hardenberg versprach endlich eine „Abrundung“ von 250 000 bis 300 000

Seelen, und nun einigte man sich, daß England bis zum Schlusse des Jahres 666 666 Pfund Sterling zahlen und Preußen dafür 80 000 Mann ins Feld stellen sollte. Es war eine verhältnismäßig geringe Summe, und sie wurde zum Teil in allzu teuer angerechneten oder selbst unbrauchbaren Uniformen gezahlt. Am nächsten Tage schloß auch der Zar mit England ab; für 160 000 Mann, die er stellen sollte, erhielt er 1 333 333 Pfund Sterling, brauchte sich aber bei der geographischen Lage Rußlands wenigstens nicht mit der weltlichen Jagier herumzuschlagen.

Noch weniger erhebend war die Verhandlung mit Schweden, die ebenfalls in der Zeit des Waffenstillstandes zum Abschluß gelangte. Seitdem der ehemalige französische Marschall zum Kronprinzen von Schweden erwählt worden war, ging sein ganzes Sinnen und Trachten auf den Erwerb Norwegens; er wollte sich dadurch im Lande befestigen, daß er einen Ersatz für das von den Russen eroberte Finnland schaffte. Bei Napoleon, unter dessen höherer Genehmigung seine Wahl zum schwedischen Kronprinzen erfolgt war, fand er jedoch kein Gehör, schon weil Norwegen einstweilen noch zu Dänemark gehörte, das mit Frankreich eng verbündet war. So entschloß sich Bernadotte, als der Krieg zwischen Rußland und Frankreich ausbrach, die russische Partie zu nehmen. Er zog sich dann freilich behutsam zurück, als Napoleon siegreich gegen Moskau vordrang, aber nur, um nach der Katastrophe der Großen Armee wieder in die Arme Rußlands und Englands zu stürzen und sich für die europäische Freiheit zu begeistern, immer unter der Bedingung, daß er Norwegen erhielt.

Rußland und England bemühten sich in der That, Dänemark zu ködern, indem sie ihm als Ersatz für Norwegen die beiden Mecklenburg, das schwedische und vielleicht auch das preußische Pommern versprachen; Bernadotte gab noch Hamburg und Lübeck in den Kauf. Aber in Kopenhagen konnte man sich lange nicht entschließen und hielt schließlich an dem französischen Bündnis fest. Nun landete Bernadotte am 18. Mai mit einem kleinen Heere in Stralsund, um Norwegen in Deutschland zu erobern; seine erste völkerbefreiende That bestand darin, daß er einen seiner Generale, der einem

Silberuf des von Davoust hart bedrängten Hamburg gefolgt war, vor ein Kriegsgericht stellen und kassieren ließ.

Preußen hatte nun schon im April ein Bündnis mit Schweden geschlossen und sich verpflichtet, eine Streitmacht von 27 000 Mann unter den Befehl Bernadottes zu stellen, sobald er in Deutschland lande. Aber Preußen hatte sich geweigert, eine Bürgschaft für den Erwerb Norwegens zu übernehmen, solange noch einige Aussicht war, daß Dänemark von Napoleon abfallen würde. Nachdem diese Aussicht geschwunden war, verbürgte nun auch der preußische König am 22. Juli der Krone Schwedens, die dafür dem Kaiserlichen Bündnis beitrug, die norwegische Beute, obendrein unter der schmählischen Verpflichtung, Dänemark nötigenfalls mit deutschem Lande zu entschädigen.

Niel wichtiger als die Verhandlungen mit Schweden und selbst mit England waren die Verhandlungen mit Oesterreich. Als Bedingung des Friedens, den er vermitteln wollte, schlug Metternich vor, Napoleon solle die illyrischen Provinzen, die er 1809 erobert hatte, an Oesterreich zurückgeben, das damit die verlorene Position am Adriatischen Meere wiedergewann; ferner solle er das Herzogtum Warschau aufgeben, das unter Oesterreich, Preußen und Rußland geteilt werden sollte; weiter solle er die Oderfestungen räumen und endlich die Hansestädte Hamburg und Lübeck wiederherstellen. Diese Bedingungen waren in erster Reihe den österreichischen Interessen auf den Leib geschnitten, was sich im Grunde nach der herrschenden Staatsräson von einem österreichischen Minister auch nicht anders erwarten ließ. Als Vermittler maß Metternich aber mit ungleichem Maße. Auf die Forderungen der Verbündeten: Wiederherstellung der preußischen und österreichischen Macht, Auflösung des Rheinbundes und des Herzogtums Warschau, Rückgabe der Nordseeküste, endlich Unabhängigkeit von Holland, Italien und Spanien wollte er kleine Abzugszahlungen leisten. Dagegen sollte Napoleon einige nicht allzu bedeutende Außenwerke opfern, aber sonst die ganze Machtfülle behaupten, die ihm die Herrschaft über Frankreich, Holland, Italien, Spanien und den Rheinbund gab.

Metternichs Verfahren erklärte sich daraus, daß er aufrichtig den Frieden wünschte. Er wollte seinem Staate wieder

eine angefehene und unabhängige Stellung zwischen Frankreich und Rußland sichern; kriegerische Absichten und Neigungen lagen ihm und noch weit mehr seinem Herrn, dem Kaiser Franz, vollkommen fern. Er fürchtete Napoleon aber viel mehr als den Zaren oder gar den preussischen König; diesen durfte er schon eher etwas bieten als jenem.

Im allgemeinen trog ihn diese Rechnung auch nicht. Die Verbündeten schwankten sehr lange, ob sie die österreichischen Friedensbedingungen annehmen sollten. Sie haben es schließlich am 27. Juni in dem Vertrag von Reichenbach getan, aber doch nur unter der Bedingung, daß, wenn Napoleon bis zum 20. Juli die Vorschläge Metternichs nicht genehmige, Oesterreich sofort die Waffen ergreifen und sie mit 150 000 Mann unterstützen solle. Sie hegten die Überzeugung, daß es Metternich bei Napoleon nicht glücken würde, und diese Rechnung trog sie wiederum nicht.

Als Metternich sich am 25. Juni nach Dresden begab, um mit Napoleon zu unterhandeln, wurde er zunächst mit heftigen Vorwürfen über das falsche Spiel des österreichischen Kabinetts empfangen. Auch von den österreichischen Friedensbedingungen wollte der Kaiser nichts wissen, was immerhin nicht bloß, wie unendlich oft geschehen ist, seinem Eigensinn und Hochmut zugeschrieben zu werden braucht. Vorläufig stand er noch siegreich im Felde, und so verhältnismäßig gering die Opfer waren, die ihm zugemutet wurden, so handelte es sich dabei größtenteils um Provinzen und Städte, die noch in seiner Gewalt waren. Das Herzogtum Warschau war von Rußland erobert, und die Oderfestungen wurden wenigstens von den verbündeten Truppen belagert, aber Illyrien und die Hansestädte waren noch ganz unangefochtener Besitz Napoleons. Freiwillig preiszugeben, was ihm durch die Gewalt der Waffen nicht entrispen werden konnte, war eine Zumutung, die jeder Souverän in seiner Lage abgelehnt haben würde, zumal da der Hauptteil der Beute der vermittelnden Macht zufallen sollte, die noch keinen Finger darum naß gemacht hatte.

Napoleon und Metternich erkannten, daß weitere Verhandlungen keinen Zweck mehr hatten. Wenn sie sich dennoch einigten, den Waffenstillstand bis zum 16. August zu

verlängern und inzwischen einen Friedenskongreß nach Prag zu berufen, so geschah es, weil beide Teile noch einige Zeit für ihre Rüstungen brauchten. Bei den Russen und namentlich bei den Preußen kam Metternich damit schlecht an; sie machten kein Hehl daraus, daß sie im äußersten Falle auch ohne Osterreich den Krieg fortsetzen würden. So wurde Metternich auch von dieser Seite zu einem entscheidenden Entschluß gedrängt; ausschalten konnte er sich nicht mehr aus dem Spiel, ohne daß Osterreich in die gefährlichste Lage geriet, sei es nun, daß die Franzosen oder die Verbündeten das Feld behaupteten.

Unter diesen Umständen wurde aus dem Friedenskongreß in Prag eine reine Posse. Es kam nicht einmal zu einer gemeinschaftlichen Sitzung der Bevollmächtigten; man tauschte einige spitze Notizen aus über formelle Fragen; zu einer sachlichen Einigung war noch kein Versuch gemacht, als der Waffenstillstand am 16. August ablief.

5. Der Herbstfeldzug.

Während der Waffenruhe war auf beiden Seiten gewaltig gerüstet worden, und die feindlichen Heere hielten sich nun nahezu das Gleichgewicht. Die Verbündeten verfügten im freien Felde über 492 000 Mann, darunter 165 000 Preußen, und in Polen sammelte der General Bennigsen ein neues russisches Heer. Dagegen musterte Napoleon — außer den Besatzungen der Festungen, die auf dem Kriegsschauplatz lagen — nur 440 000 Mann, und er war auch an Geschützen und Reitern noch immer verhältnismäßig schwächer als seine Gegner, aber dafür hatte er den unschätzbaren Vorzug eines einheitlichen Heerbefehls.

Um ihre Länder gegen einen Angriff Napoleons zu decken, der seine Kriege bisher stets als Angreifer geführt hatte, teilten die Verbündeten ihre Streitkräfte in drei Heere. Das stärkste, etwa die Hälfte ihrer gesamten Truppen, stand in Böhmen, da man in erster Reihe voraussetzte, daß Napoleon einen großen Angriff gegen Wien unternehmen werde. Es wurde vom Fürsten Schwarzenberg befehligt, einem österreichischen Magnaten, der bisher noch keine namhafte Kriegstat aufzuweisen und dazu die drei Monarchen im Lager hatte. Es umfaßte die ganze österreichische Streitmacht, daneben aber noch russische und preußische Kräfte, von Preußen das Korps des Generals Kleist, dem Grolman als Stabschef beigegeben war.

Das zweite Heer, und zwar das kleinste — es zählte gegen 100 000 Mann — stand in Schlesien, unter dem Oberbefehl Blüchers, der auch noch keine Siege aufzuweisen, aber sich im Frühjahrsfeldzug in hervorragender Weise bewährt hatte. Nach dem Tode Scharnhorsts war jetzt Gneisenau sein erster Berater. Dies Heer bestand aus drei ungleichen Heerhaufen, zwei russischen, einem größeren von etwa 40 000 und einem kleineren von etwa 18 000 Mann, und einem preußischen unter dem General York. Wenn die beiden russischen Generale sich nicht gern der preußischen Führung fügten, so war York unversöhnlich mit Gneisenau verfeindet. Bei aller militärischen Tüchtigkeit war er noch zu sehr von

der methodischen Kriegführung der alten Schule befangen, als daß ihm die genialere Art Gneisenaus, der sich vollkommen in die napoleonische Strategie und Taktik eingelebt hatte, nicht im höchsten Grade anstößig gewesen wäre, wozu dann noch persönliche Eifersüchteleien kamen, da York ein älteres Generalspatent besaß als Gneisenau.

Das dritte Heer endlich war etwa um die Hälfte stärker als das schlesische Heer. Es stand im Norden, zumeist in der Mark Brandenburg, um Berlin zu decken, und wurde vom Kronprinzen von Schweden geführt, der lächerlicherweise im Lager der Verbündeten als unvergleichliches Kriegsgenie galt, weil er einmal französischer Marschall gewesen war. Dabei hatte sich Bernadotte nicht einmal im französischen Kriegsdienst besonders ausgezeichnet. Er verdankte seine Marschallswürde viel mehr seiner Verschwägerung mit einem Bruder Napoleons als hervorragenden Kriegstaten; hinter Davoust, Massena, Ney, Soult und anderen Marschällen hatte er immer in zweiter Reihe gestanden, und nun gar mit Napoleon konnte er sich nicht entfernt messen. Seine späteren Kriegstaten sind denn auch ebenso mäßig geblieben wie seine früheren, wenngleich neuere Forscher dafür eingetreten sind, daß die Eifersucht der preussischen Generale, die unter ihm dienten, sein schlaffes und zweideutiges Verhalten etwas gar zu sehr ins Schwarze gemalt habe.

Den Kern des Nordheeres bildeten zwei preussische Heerhaufen, von denen der eine unter dem General Bülow, der andere unter dem General Tauenzien stand. Tauenzien war ein böhmischer General, der im Jahre 1806 sich wenig fähig erwiesen hatte und besonders von Gneisenau gering geschätzt wurde. Doch hielt ihn die Gunst des Königs und auch des Zaren; immerhin war sein Korps, das fast ganz aus Landwehren bestand, vorzugsweise für den Belagerungsdienst bestimmt. Ungleich bedeutender war der General Bülow, obgleich er, wie Kleist und York, mehr zur alten Schule neigte; dazu war Boven sein Stabschef. Neben den beiden preussischen Korps standen im Nordheer ein russisches Korps unter dem General Winzingerode und die 24 000 wenig kriegstüchtigen Schweden, die Bernadotte mitgebracht hatte, endlich noch allerlei Kleinkram an Truppen,

die zwischen der Elbe, der Oder und der Meeresküste zerstreut waren: die russisch-deutsche Legion aus dem Jahre 1812, die Reste der Ritzower, mecklenburgische Landwehr, auch ein paar tausend Mann hannoverscher und englischer Soldaten usw.

Der Kriegsplan der Verbündeten zeichnete sich, wie gewöhnlich bei Koalitionskriegen, nicht durch besondere Klarheit aus. Erst sollten die drei Heere konzentrisch gegen den Feind vorgehen und sich in dessen Lager treffen, was ganz napoleonisch gedacht war und von Toll, dem fähigsten Strategen des russischen Heeres, vorgeschlagen wurde. Aber dann kamen die Bedenken, und so leuchtete den verbündeten Hauptquartieren der Vorschlag Bernadottes ein, daß die drei Heere vereinzelt vorrücken, dasjenige aber, das auf die Hauptmacht Napoleons stoßen würde, sich zurückziehen solle, worauf dann die beiden anderen Heere dem verfolgenden Feinde in Flanke und Rücken fallen sollten. Zunächst ist nach diesem Plane verfahren worden, bis dann die herbe Notwendigkeit auf den ersten kühneren Plan zurückführte.

Auch über den französischen Kriegsplan ist viel gekritten worden, zumal da Napoleon zum erstenmal in seiner langen Feldherrnlaufbahn auf den Angriff verzichtete. Doch ist aus seinen Handlungen zu erkennen, worauf er hinaus wollte. Was seinen Gegnern am wahrscheinlichsten dünkte, war am wenigsten seine Absicht; er dachte durchaus nicht an einen Zug gegen Wien, da er dann seine Stellung in Sachsen und Norddeutschland hätte aufgeben müssen. Wohl hatte er aber schon vor und nach der Schlacht bei Bautzen an einen Zug gegen Berlin gedacht und nach dieser Schlacht den Marschall Dudinot abgesandt, der jedoch am 4. Juni durch Bülow in einem blutigen Gefecht in dem Städtchen Luckau zurückgeschlagen wurde. An demselben Tage begann der Waffenstillstand, nach dessen Ablauf Napoleon sofort den Marschall Dudinot wiederum, diesmal mit drei Korps, gegen Berlin entsandte. Es waren etwa 70 000 Mann, kaum ein Drittel Franzosen, reichlich zur Hälfte deutsche Truppen. Zugleich sollte der General Girard von Magdeburg mit 9000 Mann auf Berlin marschieren, und ebenso Marschall Davoust von Hamburg aus mit französischen und dänischen Truppen.

Während dieses Zuges nach Berlin wollte sich Napoleon mit der Hauptmasse seines Heeres gegenüber den böhmischen und den schlesischen Heeren in der Verteidigung halten. Gelang es ihm, die feindlichen Streitkräfte im Norden zu besiegen, ins Meer zu werfen oder über die Oder zu treiben, so hatte er den Rücken frei und einen großen Teil Preußens, namentlich die preussische Hauptstadt, in seiner Gewalt. Er konnte den Herz des volkstümlichen Widerstandes zerstören und gestützt auf die Oder- und Weichselfestungen, die noch in seiner Hand waren, dazu sich vom Lande nährend, einen gewaltigen Angriff in der Richtung nach Süden unternehmen, falls ihm die preussischen und russischen Truppen nicht schon entgegenkamen, wo er dann alle Vorteile für sich gehabt hätte.

Dieser Feldzugsplan scheiterte aber zunächst daran, daß der Zug gegen Berlin mißlang. Dudinot kam bis Großbeeren, von wo er nur wenige Meilen bis an sein Ziel hatte. Bernadotte wollte die Stadt preisgeben, allein die preussischen Generale widersetzten sich, und es gelang ihnen, am 23. August bei Großbeeren eines der drei französischen Korps, das Korps Reynier, zu zertrümmern, worauf sich Dudinot nach Wittenberg zurückzog. Die Landwehr schlug sich vortrefflich bei Großbeeren; der märkische Bauer focht hier im engsten Sinne für Haus und Hof. Als ihre mehr oder minder unbrauchbaren Flinten an dem regnerischen Tage versagten, schlug sie mit den Kolben drein. Aber auch die sächsischen Truppen, die einen Teil des Korps Reynier bildeten, fochten sehr tapfer; nicht auf sie fällt die Schuld dieser Niederlage, wie die französischen Geschichtschreiber zu behaupten pflegen, sondern auf die sonst auch unruhlich bekannte französische Division Durutte, die neben den Sachsen das zertrümmerte Korps bildete. Eine Verfolgung der geschlagenen Feinde fand dank der vorsichtigen Kriegsführung Bernadottes nicht statt.

Auf die Kunde von Großbeeren zogen sich auch die Truppen Davousts und Girards zurück. Aber Girard wurde auf dem Rückzug von einem Korps kurmärkischer Landwehr, das zur Beobachtung vor Magdeburg stand, am 27. August bei Sagelberg überfallen und völlig aufs Haupt geschlagen. Auch hier arbeitete die Landwehr mit den Kolben, doch ist die blut-

rünstige Phantastie, worin preussische Historiker den Reichenhaufen von 4000 Franzosen schildern, denen das Hirn aus den zerschmetterten Schädeln gequollen sei, erfreulicherweise nur der bestialische Ausbruch eines blöden Patriotismus. Tatsächlich sind nur etwa dreißig Franzosen in dieser Weise umgekommen.

Inzwischen war die Hauptmacht Napoleons auch mit dem böhmischen und dem schlesischen Heere aneinandergeraten. Am heftigsten drängte das schlesische Heer vor, obgleich es ungleich schwächer war als das böhmische und nach den Plänen der Verbündeten eine mehr untergeordnete Rolle spielen sollte; mit großer Mühe hatte Blücher eine halbe Zusage erreicht, daß er unter sehr günstigen Umständen eine Schlacht annehmen könne. Aber im Hauptquartier des schlesischen Heeres war Herz und Hirn der verbündeten Heere. Gegen Blücher und Gneisenau kamen die Bernadotte und die Schwarzenberg nicht entfernt auf, weder was den Verstand noch was den Willen anbetraf; brannte den preussischen Generalen das Feuer doch auch ganz anders auf den Nägeln als den österreichischen, russischen oder gar schwedischen!

Das schlesische Hauptquartier hielt sich dabei durchaus an den allgemeinen Feldzugsplan. Sobald es durch sein heftiges Vordrängen die Übermacht des Feindes auf sich gelenkt hatte, wich es zurück, unter heftigen Gefechten, auf demselben Weg, den es gekommen war. Das hatte freilich schwere Nachteile für die Truppen, namentlich des Korps Yorks, das unter seinen 45 Bataillonen nicht weniger als 24 Bataillone ganz kümmerlich ausgerüsteter Landwehr zählte. Manche Truppenteile hatten drei Nachtmärsche hintereinander machen müssen, waren vier Tage lang nicht zum Abkochen gekommen. York kam in den heftigsten Zwist mit Blücher und Gneisenau, denunzierte sie beim König wegen völligen Ruins des Heeres.

Das Verfahren des Hauptquartiers war aber durch seinen Entschluß geboten, bei der ersten Gelegenheit einen großen Schlag zu führen und doch der erdrückenden Überlegenheit des Feindes immer rechtzeitig auszuweichen. Und es konnte schon nach wenigen Tagen seinen großen Schlag führen. Sobald Napoleon erkannte, daß Blücher ihm auswich, und

gleichzeitig die Nachricht erhielt, daß auch das böhmische Heer über das Erzgebirge vordrehe und Dresden bedrohe, kehrte er mit einem Teil seines Heeres um. Etwa 80 000 Mann hinterließ er in Schlesien unter dem Marschall Macdonald mit dem Befehl, das weichende Heer Blüchers noch über Sauer zurückzutreiben und dann eine gesicherte Stellung am Bóber einzunehmen. Am 26. August marschierte Macdonald vorwärts, stieß aber unvermutet auf den schon wieder vordringenden Feind. Es geschah an der Ratzbach, einem kleinen Flusse, der durch mehrtägigen Regen zu einem reißenden Strome angeschwollen war. Das schlesische Heer wollte ihn gerade überschreiten, durch die aufs höchste gesteigerten Strapazen in gedrückter Stimmung, als die Vorposten meldeten, daß die Franzosen sich eben anschickten, in Massen über den Fluß zu setzen. Sofort war der Entschluß gefaßt, sie herüberkommen zu lassen und sie dann vom Ufer, einer hoch über dem Flußbett liegenden Ebene, hinabzuwerfen.

So geschah es und mit durchschlagendem Erfolg. Da eine Division Macdonalds noch weit vom Schlachtfeld entfernt war, so hatte das ohnehin stärkere schlesische Heer die Überzahl, und es gelang ihm, zwei französische Divisionen und die Hauptmasse der Reiterei in die Ratzbach und deren Nebenfluß, die wütende Neiße, zu werfen. Eine rastlose Verfolgung, die das französische Heer völlig auflöste, vollendete den Sieg. Freilich hatten die furchtbaren Strapazen, womit er gewonnen worden war, auch die Landwehr hart mitgenommen, so daß viele Wehrmänner das Heer verließen.

Am demselben 26. August und dem nächstfolgenden Tage ging Napoleon gegen das böhmische Heer vor, das bis Dresden vorgebrungen war. Gemäß dem Feldzugsplan wich es über das Erzgebirge zurück, aber unter sehr schweren Verlusten, etwa 50 000 Mann. Doch erlitt auch Napoleon eine empfindliche Schlappe. Da er annahm, daß die verbündeten Truppen westwärts ausgewichen seien, schickte er das Korps Wandamme über das Erzgebirge, um einen Deutzug in die feindliche Bagage zu machen. Es geriet dort aber mitten in das böhmische Heer, das seinen Rückzug über das Erzgebirge genommen hatte, und wurde am 30. August bei Kulm völlig aufgerieben.

Diese ersten Gefechte und Schlachten hatten das Gleichgewicht der Kräfte zwischen den kriegführenden Teilen noch nicht so wesentlich geändert, daß Napoleon auf seinen Kriegsplan schon verzichtet hätte. Er wollte sich jetzt selbst an die Aufgabe machen, Berlin zu erobern, aber er wurde wieder gefesselt durch das hitzige Vordringen Blüchers, der die Trümmer des Macdonaldschen Heeres vor sich hertrieb. So setzte er den Marschall Ney an die Spitze der Truppen, die Dudinot hatte nach Berlin führen sollen und die Napoleon ansehnlich verstärkte. Aber während er selbst gegen Blücher nichts ausrichtete, der ihm ganz in der früheren Weise auswich, wurde Ney am 6. September bei Dennewitz „vollständig geschlagen“, wie er selbst an seinen Kaiser berichtete.

Damit war der Feldzugsplan Napoleons gescheitert und seine ganze Lage hatte eine bedenkliche Verschlechterung erfahren. In den aufreibenden Hin- und Hermärschen und durch die wiederholten Niederlagen hatte er nun doch ungleich mehr eingebüßt als die Verbündeten, und auch die moralische Haltung seiner Truppen hatte schwer gelitten; zu vielen Tausenden zogen die Versprengten einzeln durch das Land und suchten in die Heimat zu entkommen. Auch war die Verpflegung in dem ausgezehrten Lande kaum noch zu beschaffen; bitterer Mangel stellte sich ein, und die Zufuhren, namentlich an Munition, wurden durch die zahlreichen Streifscharen der verbündeten Heere sehr erschwert. Zudem begannen die getreuen Vasallen des Rheinbundes zu wanken; bei Dennewitz war bereits ein Bataillon des sächsischen Leibregiments zu den Preußen übergegangen, und der größte der Rheinbundstaaten, das von Napoleon mit Gnade und Günst überhäufte Bayern, knüpfte mit Österreich an, um seinen Übertritt möglichst vorteilhaft zu verschachern.

So trat ein Stillstand von mehreren Wochen in den militärischen Bewegungen ein. Das böhmische Heer wartete auf das russische Reservekorps, das Bennigsen aus Polen heranzuführen; das schlesische Heer sollte den Anmarsch Bennigsens decken, und das Nordheer wagte nicht, die Elbe zu überschreiten, die von Dresden bis Hamburg noch vom Feinde besetzt war. Napoleon aber mußte sich ganz auf die Verteidigung beschränken; er lauerte auf eine Unvorsichtigkeit der

Feinde, die ihm gestattete, sie mit überlegenen Kräften anzufallen.

Währenddessen war auch die Diplomatie am Werke. Am 9. September wurden in Teplitz neue Bündnisverträge unterzeichnet, die weit über die Reichenbacher Abmachungen hinausgingen. Auflösung des Rheinbundes, gänzliche Befreiung der französischen Herrschaft auf dem rechten Rheinufer, Wiederherstellung des österreichischen und des preussischen Staates von 1805 wurden als Ziele des Krieges von allen verbündeten Mächten anerkannt. Das Schicksal des Herzogtums Warschau wurde einer „freundschaftlichen Verständigung“ vorbehalten, den deutschen, zwischen Oesterreich, Preußen und dem Rheine gelegenen Staaten aber die „unbedingte und volle Unabhängigkeit“ zugesichert.

Mit der „freundschaftlichen Verständigung“ hatte es seinen eigenen Haken. Der Zar durfte noch nicht wagen, seine polnischen Gelüste zu offenbaren, von denen er wußte, daß sie auf den heftigen Widerspruch namentlich Oesterreichs stoßen würden; Oesterreich aber stellte sich an, als wisse es nicht, was mit „der freundschaftlichen Verständigung“ gemeint sei. Einstweilen brauchten sie alle noch einander. Einen anderen Haken hatte es mit der „vollen und unbedingten Unabhängigkeit“ der deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Es klang so, als ob damit nur die Unabhängigkeit von der französischen Fremdherrschaft bezeichnet werden solle; gemeint war aber die unbedingte Souveränität jener Staaten, wie sich einen Monat später herausstellte, als Oesterreich im Oktober mit Bayern den Vertrag zu Ried abschloß.

Was den Kernstaat des Rheinbundes zum Abfall von Napoleon veranlaßte, war natürlich keine Spur von nationaler Regung, sondern die ängstliche Pfiffigkeit der Ratte, die das sinkende Schiff verläßt. Gleichwohl erhielt der König von Bayern die Anerkennung seines Besitzstandes — mit Austausch einiger Gebietsteile zwischen ihm und Oesterreich —, ferner trat er als gleichberechtigte Macht in die europäische Koalition ein, und endlich wurde ihm zugesichert, daß er „seine vollkommene Souveränität“ genießen solle. Damit erhielt der Ausruf von Kalisch den letzten Gnadenstoß; was dem einen Rheinbundfürsten billig war, mußte den übrigen recht

sein; wurde aber jeder dieser biederen Vaterlandsverräter innerhalb seiner Grenzen souverän, so war es mit einer nationalen Wiedergeburt des Deutschen Reiches vorbei.

Die preussischen Historiker gefallen sich darin, das Scheitern aller nationalen Hoffnungen auf das Konto Metternichs zu setzen, dessen heimtückische Verschlagenheit die arglosen Seelen des preussischen Königs und des Staatskanzlers Hardenberg umgarnt haben soll. Das ist natürlich nicht ernsthaft zu nehmen. Metternich hat sicherlich ein sehr reich ausgestattetes Sündenregister, aber als Minister eines Staates, dessen europäische Machtstellung ein zerrissenes Deutschland und ein zerrissenes Italien zur Voraussetzung hatte, brauchte er sich nicht für die deutsche oder die italienische Einheit zu begeistern; wenn er sich darüber alle heuchlerischen Redensarten schenkte, so war das insoweit eher zu loben als zu tadeln. Als nüchternen Politiker gab er den verschliffenen Plunder des habsburgischen Kaisertums, den sogar Stein ihm wieder aufdrängen wollte, freiwillig preis; die österreichische Hegemonie über Deutschland sicherte er viel fester durch die Souveränität der Mittel- und Kleinstaaten.

Die Tränen der preussischen Historiker fließen auch nur daher, daß Metternich offener und namentlich erfolgreicher war als die preussischen Minister, mit deren nationalem Verständnis es ebensowenig weit her war. Was sie wollten, lief auf einen Plan hinaus, der schon wenige Jahrzehnte später als der ärgste Verrat galt: auf die Mainlinie; Preußen sollte über Nord- und Oesterreich über Süddeutschland herrschen. Etwas Besseres wußten weder Hardenberg noch Stein vorzuschlagen, und eben aus diesem Plane heraus hatten sie die Tätigkeit des Zentralverwaltungsrats auf Norddeutschland beschränkt, während es dem österreichischen Kabinett überlassen blieb, mit den süddeutschen Staaten zu verhandeln, was Metternich in dem Vertrag von Ried für seine habsburgischen Zwecke ausbeutete.

Inzwischen war der Bär noch nicht erlegt, dessen Fell geteilt werden sollte. Die verbündeten Seere hüteten sich zwar sorgfältig, sich einzeln von Napoleon überfallen zu lassen, aber ihn in seiner festen Stellung um Dresden anzugreifen, wo er sich auf die Elbe und das Erzgebirge stützte, wagten sie

auch nicht. So kam es darauf an, ihn aus dieser Stellung herauszumandrieren, indem man ihm auf dem linken Elbeufer in den Rücken fiel; in der sächsischen Ebene um Leipzig konnte man eher eine große Entscheidungsschlacht wagen. Für eine weitläufige Umgehung, die Schwarzenberg plante, sollte das schlesische an das böhmische Heer herangezogen werden, aber Blücher widersetzte sich dem; er hatte keine Lust, unter den Befehl eines so mittelmäßigen Oberbefehlshabers zu treten, wie Schwarzenberg war, mit noch dazu drei Monarchen im Lager. Statt des Linksabmarsches zum böhmischen Heere verlangte er den kühneren Rechtsabmarsch zum Nordheer, dessen preussische Generale schon offen gegen Bernadottes „Verräterei“ meuterten und sich zum Anschluß an Blücher bereit erklärten. Ging das schlesische Heer nach Böhmen, so war nicht nur seine eigene Aktionskraft gelähmt, sondern es war dann mit aller Sicherheit zu erwarten, daß Bernadotte in völlige Untätigkeit versinken würde.

Salb erhielt Blücher von den Monarchen die Genehmigung seines Planes, halb nahm er sie sich selbst. Am 26. September, als die russische Reserve unter Bennigsen ihren Marsch vollendet hatte, brach er auf, unter heftigem Protest des russischen Bevollmächtigten in seinem Lager, und trotz eines Befehles aus dem großen Hauptquartier, der ihm neue Hindernisse in den Weg legte. Am 3. Oktober war er bei Wartenburg an der Elbe und vollzog den Übergang unter einem überaus blutigen Gefecht, das York leitete. Wie bei Großbeeren und Dennewitz kamen nur preussische Truppen ins Gefecht und namentlich Landwehren; die schlesischen Leineweber bedeckten sich hier mit Ruhm, wie in jenen anderen Schlachten die märkischen. Gneisenau, der nach der Schlacht an der Katzbach nicht hart genug über die schlesische Landwehr urteilen konnte, wußte sie jetzt nicht genug zu preisen. Nachdem er ein größtenteils aus Leinewebern bestehendes Bataillon aus dem Girschberger Kreise besonders gerühmt hatte, fügte er seinem Bericht an Gardenberg hinzu: „Wächte Ew. Excellenz diese braven armen Leute sehen, wie sie der notdürftigsten Kleidungsstücke ermangeln und den Krankheiten und der Ermattung erliegen, es würde Ihnen das Herz pressen.“

Nachdem das schlesische Heer die Elbe überschritten hatte, folgte am nächsten Tage Bernadotte, den die preussischen und auch die russischen Generale des Nordheers längst dazu gedrängt hatten. Es geschah bei Alken und Dessau, ungehindert vom Feinde. Und zu gleicher Zeit begann auch das böhmische Heer aus dem Erzgebirge vorzubrechen und auf Leipzig zu marschieren, wohin von Norden die beiden anderen Heere kamen. Damit war Napoleons Stellung bei Dresden umgangen; er hatte nun alle feindlichen Streitkräfte im Rücken.

Das war ihm nichts weniger als unwillkommen; er hatte endlich die sehnlich erwartete Gelegenheit, zu schlagen. Er hinterließ in Dresden eine Besatzung von 30 000 Mann und warf sich aufs linke Elbeufer. Dem von Süden anmarschierenden böhmischen Heere stellte er einige Heerhaufen unter dem Befehl seines Schwagers Murat, des Königs von Neapel, entgegen; er selbst wandte sich mit seiner Hauptmacht gegen die beiden Nordheere, die er einzeln oder zusammen schlagen und über die Elbe zurücktreiben wollte, worauf er dann mit dem böhmischen Heere gründlich abzurechnen gedachte.

Sein Plan hatte gute Aussicht, soweit es auf Bernadotte ankam. Dieser würdige Gasconner verlangte die allgemeine Retirade, sobald er von dem Herannahen Napoleons hörte. Blücher dagegen wollte die Schlacht annehmen, da er über einige 60 000, Bernadotte über ziemlich 90 000, Napoleon aber nur über 130 000 bis 140 000 Mann verfügte. Dazu war Bernadotte jedoch nicht zu bekommen. Mit Mühe und Not war er nur zu bewegen, nicht über die Elbe, sondern nach der entgegengesetzten Seite, über die Mulde und Saale, dem Angriff Napoleons auszuweichen, wobei die Heere wenigstens aus dem linken Elbeufer blieben. Als Sicherheitskommissarius verlangte Bernadotte dazu, daß Blüchers Heer die gefährdeteren Stellungen einnehme und er selbst sich hinter Blücher aufstellen dürfe. Napoleon, der gegen die Elbe vorstürmte, wo er die Feinde vermutete, entdeckte zu spät, wohin sie ihm ausgewichen waren, und konzentrierte sein Heer nun um Leipzig.

Hier fiel in den Tagen vom 16. bis 19. Oktober die Entscheidung des Feldzugs. Die Streitkräfte waren auf beiden Seiten am 16. Oktober ungefähr gleich. Von den 440 000

Mann, mit denen Napoleon den Feldzug eröffnet hatte, und 30 000 Mann Nachzügeln waren etwa 90 000 Mann abgezweigt, namentlich nach Dresden und Hamburg; 180 000 waren in den zwei Monaten an Toten, Verwundeten, Kranken und Fahnenflüchtigen verloren gegangen. 185 000 Mann hatte Napoleon zur Stelle und 15 000 Mann erreichten am folgenden Morgen noch den Anschluß. Mehr als 200 000 Mann hatten die Verbündeten aber auch nicht, da Bernadotte weder mit Gewalt noch Güte auf den Kampfplatz zu bringen war. Von Norden her rückte Blücher, von Süden her Schwarzenberg gegen die französische Stellung vor, die nach Westen durch die Stadt Leipzig und das Ratsholz gedeckt war, ein sumpfiges, mit Buschwerk bewachsenes Terrain zwischen den Flüssen Elster und Pleiße.

Im Norden wurde heftig um das Dorf Mödern gekämpft, das der Marschall Marmont in einer sehr starken Stellung mit 27 000 Mann gegen die 60 000 Mann des schlesischen Heeres standhaft verteidigte. Der Hauptteil der Blutarbeit fiel wieder dem Korps Yorks zu, das mit dem Verlust von 5000 Mann, mehr als dem Viertel seiner Stärke, endlich den Sieg erstritt. Im Süden kämpfte Schwarzenberg bei dem Dorfe Wachau mit Napoleon selbst. Hier war die Übermacht auf französischer Seite, zumal da Schwarzenberg seine Truppen zum Teil so ungünstig aufgestellt hatte, daß sie keinen Teil am Kampfe nehmen konnten. Napoleon errang den Sieg, aber es war keiner jener zerschmetternden Schläge, wie er sie früher zu führen gewohnt war. Es scheint, daß er selbst schon am Abend dieses ersten Schlachttags den Feldzug verloren gegeben hat.

Dafür spricht, daß er am 17. Oktober, einem Sonntag, darauf verzichtete, den geschlagenen Feind von neuem anzugreifen, was ihn allein noch hätte retten können, sondern den gefangenen österreichischen General Meerfeldt mit entgegenkommenden Friedensbedingungen an die verbündeten Monarchen absandte. Diese gaben aber keine Antwort. Sie verzichteten an diesem Tage auch auf jeden Angriff, weil sie sehr ansehnliche Verstärkungen erwarten durften: Bennigsen führte ein Korps von 50 000 Mann heran, und auch Bernadotte rückte nun endlich in die Schlachtlinie ein; die

Militärbevollmächtigten der verbündeten Heere in seinem Lager waren mit den heftigsten Vorstellungen auf ihn eingestürmt, und sowohl seine preussischen wie seine russischen Untergenerale machten kein Geßl mehr aus ihrer Absicht, im äußersten Falle ihm den Gehorsam aufzusagen.

Napoleon hatte bereits am Abend des 17. Oktober die ersten Befehle zum Rückzug gegeben, der durch die Stadt auf der Straße nach Westen sich vollziehen sollte. Er zog in der Nacht seine Truppen in einem engen Halbkreis um Leipzig zusammen. Griffen die Verbündeten am Morgen des 18. Oktober nicht an, so konnte er sich mit dem Scheine der Freiwilligkeit zurückziehen; im anderen Falle hoffte er noch, sie mit blutigen Köpfen zurückzuweisen. Aber die Verbündeten konnten nunmehr mit starker Überlegenheit angreifen. Ziffernmäßig verhielt sich ihre Macht zur französischen wie 3 zu 2; tatsächlich stellte sich das Verhältnis für Napoleon etwas günstiger, da Bernadotte auch jetzt noch seine kostbaren Schweden und die verbündeten Monarchen ihre Garben, ihr unerföhliches Paradespielzeug, dem Kampfe fernhielten. Ungefähr hatten 150 000 Franzosen mit 180 000 Mann verbündeter Truppen zu tun, und sie wußten auch jetzt noch einen Teil ihrer Stellungen siegreich zu behaupten. An anderen Stellen aber waren die Gegner so dicht an die Stadt gerückt, daß Napoleon bei einer Erneuerung der Schlacht am nächsten Tage die Gefahr der Vernichtung lief. So blieb es bei dem Rückzug. Ohne eine große Entscheidung im Kampfe selbst war die „Völkerschlacht bei Leipzig“ zuungunsten Napoleons entschieden, jene vielbesungene Schlacht, von der ein neuerer Kriegshistoriker weniger prunkend, aber treffender gesagt hat, daß sie nur ein kolossales Nachtrabsgefecht gewesen sei.

Während sich die französischen Heeresmassen am 19. Oktober durch die engen Gassen der Stadt drängten, um auf die einzige Rückzugsstraße zu gelangen, unternahmen die verbündeten Truppen den Sturm auf die Stadt, der an mehreren Stellen gelang. Doch konnten die Franzosen den Rückzug vollenden; nur daß die zu frühzeitige Sprengung einer Elsterbrücke eine ganze Anzahl von ihnen abschnitt und in die Gefangenschaft brachte.

So trat Napoleon den Rückzug noch mit einem leidlich geordneten Heere an. Die Verfolgung entsprach nicht den Ansprüchen Gneisenaus; namentlich dem Korps Yorks, das doch bei Wartenburg und Möckern so hart mitgenommen worden war, machte er heftige Vorwürfe; es war ohnehin von 40 000 auf 10 000 Mann zusammengeschmolzen. Aber der Rückzug selbst zerstörte, was Napoleon noch an Truppen besaß; wie am dritten Tage der Leipziger Schlacht schon 3000 bis 4000 Sachsen und auch ein Teil Württemberger zu den Verbündeten übergegangen waren, so verließen jetzt die deutschen Soldaten haufenweise die französischen Fahnen. Auch die jungen französischen Konfribierten liefen zu Tausenden auseinander. Zwar konnte Napoleon noch bei Sanau ein bayerisch-österreichisches Korps, das ihm den Weg versperren wollte, aufs Haupt schlagen, aber als er nach einem Marsche von dreizehn Tagen am 2. November den Rhein überschritt, hatte er neben 60 000 Nachzüglern nur noch 40 000 Mann in Waffen, und unter diesen richtete ein epidemisches Nervenfieber furchtbare Verheerungen an.

Verloren waren außerdem die starken Besatzungen in den Weichsel-, Oder- und Elbbefestigungen.

6. Der Winterfeldzug.

In dem Herbstfeldzug hatte die Koalition der vier Großmächte gegen Frankreich leidlich zusammengehalten, obgleich sie gelegentlich auch schon wankte, so namentlich, als Napoleon das böhmische Heer bei dessen Vorstoß gegen Dresden zurückgeworfen hatte. Das gemeinsame Interesse, die französische Übermacht zu brechen, hielt England, Oesterreich, Preußen und Rußland am letzten Ende doch zusammen. Aber als dies Ziel erreicht war, brachen die widerstrebenden Interessen hervor, und es bildete sich innerhalb der verbündeten Heere eine Friedens- und eine Kriegspartei, die zähe miteinander rangen und zu einem fünfmonatigen Wechselspiel von diplomatischen Mänteln und — alles in allem — kläglichen Heeresoperationen führten.

Hätte eine dieser Parteien das Übergewicht gehabt, so lag in jedem der beiden Fälle die Sache sehr einfach. Im Kriegsfalle brauchten die verbündeten Heere nur den Rhein zu überschreiten und konnten dann in aller Gemächlichkeit mit zehnfacher Übermacht gegenüber den zerrütteten Heeresstrümmern Napoleons auf Paris marschieren. Im Friedensfalle wieder war Napoleon nunmehr bereit, die Herrschaft über Holland, Italien und Spanien aufzugeben und sich auf Frankreich mit seinen natürlichen Grenzen (Alpen, Rhein und Pyrenäen) zu beschränken. Mehr aber verlangte die Friedenspartei innerhalb der verbündeten Heere auch nicht.

Sie bestand aus Oesterreich und daneben aus England. Beide Staaten hatten erreicht, was für sie überhaupt erreichbar war; sie hatten somit keine Neigung, das schwer Erworbene wieder aufs Spiel zu setzen. Gleich nach der Ankunft der verbündeten Hauptquartiere in Frankfurt a. M. schloß Metternich mit Württemberg und den anderen Rheinbundfürsten auf derselben Grundlage ab wie vordem mit Bayern: nur mußten sie sich die ganz unbestimmte Klausel gefallen lassen, daß sie die Verpflichtungen übernehmen wollten, die die Unabhängigkeit Deutschlands nach endgültiger Ordnung der Dinge von ihnen erheischen würde, eine Klausel, durch die